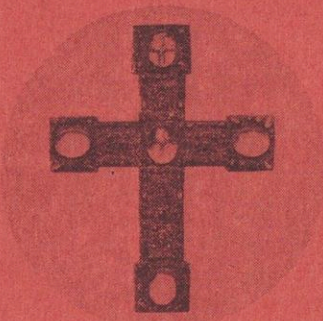
C 1938

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover

NLB Hannover/ZB 35
021 151 989

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

1. Heft Hildesheim 1960 29. Jahrgang

C 1938

Inhaltsverzeichnis

Herbert Beelte

Bernwardus presul fecit hoc!
Ein Blick in St. Bernwards Metallwerkstätten 1

Konrad Algermissen

Was enthält der Epiphanius-Schrein? 38

Friedrich Rudolph

Nachruf für den verstorbenen Pfarrer Johannes Eggers . . 44

Johannes Eggers †

Das Dorf Renshausen auf dem Untereichsfeld, eine Dotation des hl. Bischofs Bernward an das Benediktinerkloster zum hl. Michael in Hildesheim 44

Elisabeth Wiederholt

Nachruf für Therese Jünemann 66

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover Am Archive 1

Bernwardus presul fecit hoc!

Ein Blick in St. Bernwards Metallwerkstätten

Von Herbert Beelte, Kiel

Bernwardinische Kunst ist seit langem weit über die Grenzen unseres Landes hinaus zu einem festen Begriff geworden. Voller Stolz zitieren wir sie bei mannigfaltigen Gelegenheiten, und es will uns kaum faßbar erscheinen, daß der Rat der Stadt Hildesheim im Jahre 1737 die Bernwardssäule verkaufen wollte. Dieses verhinderte der Abt von St. Michael durch eine Eingabe beim Kaiser. Bereits 1760 drohte wieder die Gefahr, daß die Säule an einen Althändler verkauft werden sollte. Es war wiederum der Abt von St. Michael, der auch diesen beabsichtigten Verkauf verhinderte. Vor fünfzig Jahren jedoch setzten unsere Väter St. Bernward ein erzenes Denkmal und vollzogen damit eine wahrhaft beziehungsreiche Ehrung: ein erzenes Denkmal dem Schöpfer des in jeder Hinsicht monumentalen Erzgusses!

Es ist den tiefgründigen Forschungen von Prof. Dr. Algermissen, Hildesheim, zu danken, daß auch in jüngster Zeit Bernwards künstlerisches Wirken in breitester Öffentlichkeit zu echter Würdigung gelangte.

Aufgabe dieser Betrachtung soll es sein, die Entstehung der zahlreichen mittelalterlichen Kunstwerke zu schildern — kurz, einen Blick in Bernwards Werkstätten zu werfen.

Noch heute ist in weiten Kreisen die irrige Vorstellung verbreitet, Bernward habe alles selbst angefertigt, und die recht volkstümlichen Führungen, die der Besucher des Hildesheimer Domes seit eh und je erlebte, haben diese Vorstellung nur bekräftigt. Selbstverständlich geht vieles nur auf seine Ideen und sein künstlerisches Schaffen zurück. Der Umfang dessen, was er persönlich geschaffen hat, ist jedoch nicht festzustellen.

Auch die oft gemachte Behauptung, den Kunsthistorikern sei die Herstellungsweise der Bernwardstüren nach wie vor ein Rätsel, trifft in dieser Weise nicht zu.

Das Prinzip, nach dem der Guß der Türflügel erfolgt ist, steht außer Zweifel. Es muß allerdings eingestanden werden, daß die Art und

1960.9121

Weise der Ausführung innerhalb dieses Prinzips bislang nicht belegt werden konnte. Ob es jemals gelingen wird, vermag ich nicht zu sagen. Die nach dem 2. Weltkrieg erfolgte Aufstellung der Erztüren in der St. Annenkapelle zu Hildesheim ließ eine eingehende Untersuchung und somit einen verbindlichen Schluß nicht zu. Ich hoffe jedoch, daß es mir trotzdem gelingen wird, eine einleuchtende Theorie zu vermitteln.

Die Benediktiner als Pfleger der kirchlichen Kunst

Um das Niveau der Technik des 10. Jh. richtig erfassen zu können, müssen wir uns mit der Zeit selbst auseinandersetzen. Wir müssen vor allem eine Erklärung dafür finden, daß zu jener Zeit im Norden Deutschlands Kunstwerkstätten eingerichtet wurden, in denen zahlreiche Künstler und geübte Handwerker tätig sein konnten.

Die große Tradition der nordischen Bronzezeit, die auch in unserer Landschaft bis in die ältere Eisenzeit hinein erstaunliche Gußschöpfungen entstehen ließ, war längst verklungen und erloschen. Die in den Werkstätten der karolingischen und ottonischen Zeit praktizierten Techniken waren, von Rom oder Byzanz ausgehend, in unsere Gaue hineingetragen worden. Wir müssen folglich versuchen zu klären, wer ihre Träger waren und woher die Impulse kamen.

Das Reich Karls des Großen, so heißt es, sei ein Land der Klöster gewesen. Von den Pyrenäen bis zur Weser konnte man ihrer zweihundert zählen. Klöster, in denen zahlreiche, oft einige hundert Insassen nach den Ordensregeln des hl. Benedikt lebten. Von diesen Klöstern ausgehend, die, den Bedürfnissen ihrer Zeit Rechnung tragend, alle Handwerkszweige in ihren Mauern bargen, breitete sich nicht nur das Christentum weiter aus, sondern wurde auch das gesamte kulturelle Leben Europas entscheidend beeinflußt. Die Klöster waren Pflegestätten von Wissenschaft und Kunst, und ihre Mönche waren die Baumeister, Bildhauer, Maler, Glasarbeiter und überhaupt die Kunsthandwerker im damaligen Deutschland. So waren denn in den Klosterwerkstätten zahlreiche Handwerker damit beschäftigt, Ideen- und Gedankengut ihrer schöpferischen Meister zu verwirklichen, denn der Gottesdienst erforderte die Fertigung zahlreicher liturgischer Geräte.

Aus tiefer Demut und in inniger Verehrung zu Gott waren die Handwerker, zumeist Mönche, bestrebt, die Erzeugnisse ihrer Hände Arbeit zu höchster Vollkommenheit zu steigern. Immer kostbarer, immer edler hatten die Ausgangsmaterialien zu sein, immer künstlerischer die Gestaltung der Geräte und Bilder.

Schon das Konzil von Calchyth (Northumberland) hatte im Jahre 787 die Verwendung jedes unedlen Metalles zur Herstellung von Kelchen verboten. Nur Silber oder gar Gold waren würdig, zu ihrer Fertigung verarbeitet zu werden, nicht aber Zinn, das bis dahin häufig diesem Zwecke zugeführt wurde.

Natürlich konnte nicht in allen Klöstern ein gleiches hohes handwerkliches Niveau herrschen. Lediglich dort erreichten Kunst und Handwerk eine überragende Entfaltung, wo sie sich besonderer Pflege erfreuen konnten, so in St. Pantaleon zu Köln und in St. Gallen. Von letzterem lassen sich Ausstrahlungen feststellen bis weit nach Frankreich hinein und hinauf nach Norddeutschland. Ein St. Gallener Mönch, Tutilo mit Namen, wird als Goldschmiedemeister und erster deutscher Techniker bezeichnet (9. Jh.). Ob seiner besonderen Leistungen auf dem Gebiet der Metallgießerei wird der ebenfalls in St. Gallen wirkende Mönch Tanko erwähnt; er soll die besten Glocken für das Aachener Münster gegossen haben.

Mannigfaltig waren die Aufträge, die in die Klosterwerkstätten gegeben wurden. Die Gold- und Silberschmiede hatten Gieß- und Treibarbeiten zu liefern, mußten Edelsteine und Perlen fassen, hatten zu tauschieren, zu niellieren und zu emaillieren.

Die Metallgießer hatten Geräte und Bildwerke aller Art zu gießen, vor allem aber Rauchfässer und Glocken für die Gotteshäuser. Die Nachfrage war beachtlich. Im 9. Jh. bereits sollten Pfarrkirchen zwei, Stiftskirchen drei und Kathedralen mindestens sechs Turm- bzw. Hauptglocken haben, nicht gerechnet die Beiglocken für Begräbnisse, Meßglocken und schließlich in den Klöstern noch Morgen- und Speiseglocken. Es ist also wohl kaum übertrieben, wenn einem Mönch und Gießmeister, Daggäus mit Namen, nachgesagt wird, er habe über 300 Glocken gegossen. Daggäus starb im Jahre 586.

Die Gewichte der frühen Glocken hielten sich natürlich in Grenzen, aber schon im 12. Jh. sind Glocken im Gewicht bis zu 30 Zentnern keine Seltenheit mehr.

Einer Aufzeichnung zufolge ließ der Abt von Saint-Troud, Radolphus, 8 Glocken im Gewicht von 2-33 Ztr. zu Anfang des 12. Jh. für sein Kloster gießen.

Die Klosterwerkstätten deckten jedoch mit ihren Erzeugnissen nicht nur den eigenen Bedarf, vielmehr erhielten sie auch Aufträge aus privaten Kreisen, die sie nach dem 57. Kapitel der Regel ihres Ordensgründers gegen niedriges Entgelt auszuführen hatten.

Das Handwerk erlebte im Mittelalter also eine ungewöhnlich starke Konzentration auf einige Kunststätten, an die die Meister kraft ihrer Ordensregeln fest gebunden waren. Nur dadurch konnte es sich zu

solch großer Blüte entfalten und war davor bewahrt, durch Verzettelung allmählich in sich zusammenzusinken. Vor erlahmender Stagnation aber bewahrte sie der religiöse Eifer tatkräftiger Förderer und Künstler, wie es St. Bernward von Hildesheim war.

Diese Momente sind bei der Betrachtung des mittelalterlichen Handwerks, besonders des Kunsthandwerks, meines Erachtens nicht genug zu beachten.

Die damalige Bildnisgießerei

Der Metallguß, der vermutlich erst gegen Ende des 13. Jh. in bürgerliche Hände überging, ist eine wahrhaft hierarchische Kunst. Er kann sich nur dort großer Blüte erfreuen, wo er fürstliche Förderung erfährt. Das unterstreicht vor 150 Jahren der Berliner Hofrat Wuttig, der maßgeblich an der Unterweisung russischer Gießer beteiligt war. Er schreibt, daß die Bildgießerkunst, die kein für den allgemeinen Handel bestimmtes Fabrikat liefert, nur da in Ausübung gesetzt wird, wo ihr verschwenderische Protektion von seiten des Staates zu Hilfe kommt.

Im Auf und Ab der Geschichte läßt sich analog den wirtschaftlichen und politischen Ereignissen ein Auf und Ab in der Blüte der Bildnisgießerei verfolgen. Voraussetzung für eine Anwendung in so großem Stil und Ausmaß, wie es in Hildesheim geschah, ist ein souveräner, der Kunst innig verbundener Mäzen. Voraussetzung ist weiter eine diesen beflügelnde Vorstellung und Triebkraft. Voraussetzung ist schließlich und endlich, daß es ihm gelingt, Künstler und Handwerker zu finden, die seine großartigen und, im Falle Bernwards dürfen wir sagen, auch umwälzenden Ideen, in die Tat umzusetzen vermögen. Daneben spielen dann noch einige glückliche Umstände eine nicht zu unterschätzende Rolle, wie ich später noch nachweisen werde.

Bernwards Gießkunst

Ist es gerechtfertigt, bei St. Bernward im Bezug auf den Metallguß von umwälzenden Ideen zu sprechen? Ich möchte die Frage bejahen!

Wir dürfen in St. Bernward — ich sagte es schon — den Schöpfer des in jeder Hinsicht monumentalen Erzgusses sehen, und ich möchte auf dem Gebiet der Gießtechnik seine Bronzetüren die Angelpunkte zwischen Antike und Neuzeit nennen.

Es muß daran erinnert werden, daß alle großen Bronzewerke der Antike Detailgüsse waren. Sie sind zwar zumeist nach dem gleichen Prinzip wie Bernwards Gußwerke, also im Wachsausschmelzverfahren gegossen worden, aber nicht in einem Guß, sondern in etlichen Teilen, die anschließend Stück um Stück zusammengefügt

werden mußten. Erst in der auslaufenden Antike waren die Gießhütten in der Lage, größere Objekte, sofern sie formtechnisch keine Probleme aufwarfen, in einem Stück zu gießen.

Die Aachener Bronzetüren, die bedeutendsten Gußwerke, die uns aus karolingischer Zeit erhalten blieben, möchte ich an den Schluß dieser antiken Entwicklung setzen. Sie werden in sogenannten Herdformen gegossen worden sein.

Die Herdform — sie wurde schon im alten Rom verwendet — gibt nur der Vorderseite des zu gießenden Objektes Gestalt. Sie ist waagerecht aufgestellt und nach oben offen. Der Einguß des Metalles ist also ohne Schwierigkeiten durchzuführen. Probleme der Entlüftung und somit der gleichmäßigen Metallverteilung treten nicht auf.

Dagegen war mit einer Verwerfung des Gießlings zu rechnen, die durch die extrem einseitige Auskühlung hervorgerufen werden konnte. Wie die Alten dem Übelstand begegneten, ist nicht restlos geklärt.

Die drei Aachener Flügelpaare erforderten sowohl in der Modell- als auch in der Formherstellung relativ wenig Arbeit und Zeit, weil sie nur spärlichen Zierleistenschmuck aufweisen. Sie ließen sich also in der Herdform gießen und machten nicht die Anwendung des Wachsausschmelzverfahrens erforderlich.

Die fast zweihundert Jahre später gegossenen Mainzer Domtüren weichen nicht wesentlich von den Aachener Türen ab. Ihre Gießer werden sich auch in der Verfahrensweise streng an die Techniken gehalten haben, die man in Aachen studieren konnte. Das heißt, auch sie werden nicht das Wachsausschmelzverfahren, sondern den Guß in der Herdform angewendet haben.

Es liegt auf der Hand, daß in Aachen und Mainz bei evtl. Fehlgüssen ohne Schwierigkeiten weitere Güsse hätten erfolgen können, und zwar so oft, bis eine technisch einwandfreie Gußarbeit vorlag.

Das im Bezirk der alten Aachener Gießhütte gefundene Fragment einer Form, das zwar den dortigen Bronzetüren entspricht, aber zu keiner derselben paßt, bekräftigt diese meine Annahme.

Es ist deshalb m. E. nicht gerechtfertigt, beim Vergleich der Aachener und Mainzer Türen einerseits und der Hildesheimer Türen andererseits von technisch vollkommen bzw. unvollkommen zu sprechen und daraus Schlüsse zu ziehen auf das Vermögen der Gießmeister, wie es verschiedentlich geschehen ist.

Bernward hat sich, das steht außer Frage, versierter Gießmeister bedient. Dabei ist es zunächst einmal gleichgültig, ob sie aus der Hildesheimer Hütte hervorgegangen waren oder ob er sie sich von auswärts geholt hat.

Schon seit Beginn des 10. Jahrhunderts wurde die Bearbeitung edler

Metalle auf dem Domhügel in Hildesheim betrieben. Bischof Sehard (919-928) schmückte bereits den Kreuzaltar im Dom in prächtiger Weise in Silber aus. Sein Nachfolger Bischof Diethard (928-954) zierte den Hochaltar des Domes mit einer Schmucktafel aus reinstem Gold. Zu seiner Zeit wurden in Rammelsberg bei Goslar die ersten Silberadern im Sachsenland entdeckt. So konnte Bischof Othwin (954-984) durch Hildesheimer Künstler die Hildesheimer Goldschmiedekunst weiter fördern. Schon vor Bernward hatten die an der Domschule Studierenden die Möglichkeit, in den der Domschule angeschlossenen Werkstätten die Arbeiten der Miniaturmalerei wie auch der Goldschmiede- und Metallgießerei gründlich zu studieren.

Das Gießen größerer Objekte im Ausschmelzverfahren war zu seiner Zeit nichts Außergewöhnliches mehr, denn wie schon vermerkt, entstanden um die Jahrtausendwende bereits Glocken von beachtlicher Größe.

Das Außergewöhnliche aber, das Bernward von seinen Gießern verlangte, war, daß sie große Objekte, versehen mit Bildwerken im Hochrelief, im Wachsausschmelzverfahren gießen sollten. Das stellte sie vor völlig neue Probleme, wie sie nur wirklich gute Gießmeister zu bewältigen vermochten.

Halten wir also fest: Das Wachsausschmelzverfahren war zu Bernwards Zeiten bekannt und fand Anwendung zur Herstellung kleinerer Geräte und Kunstwerke von häufig sehr diffiziler Gestalt. Je größer die zu gießenden Objekte wurden, desto einfacher waren sie in ihrer Form.

Der Glockenguß z. B. erfreute sich, wie schon festgestellt, jahrhundertealter Tradition und stellte form- bzw. gießtechnisch längst kein Problem mehr dar.

Ganz anders aber wird es bei den Türflügeln ausgesehen haben! Die Gießer mußten sich darüber im klaren sein, daß jedes Experiment von vornherein ausgeschlossen war. Ein Fehlguß wäre nicht tragbar gewesen, weil er den künstlerischen Vorwurf, der nur im Wachsmodell erhalten war, vernichtet hätte. Es galt also durch kluge Überlegung, gestützt auf die Erfahrungen der Experten ihrer Zeit, einen Weg zu finden, der unbedingt auf Anhieb zum Erfolg führte. Wie weit man sich dabei an das Herdgußverfahren anlehnte, werde ich später zu erklären versuchen.

Zunächst möchte ich die Frage aufwerfen, woher St. Bernward die Gießmeister nahm, die sein Vertrauen in ihr Können zu rechtfertigen in der Lage waren. Die Frage nach ihrer Herkunft und Ausbildung ist wiederholt gestellt, aber, so möchte ich meinen, nie befrie-

digend beantwortet worden. Den einzigen positiven Hinweis gibt Wesenberg. Ich werde später darauf zurückkommen.

Wenn wir uns heute in irgendeinem Handwerk umtun werden wir feststellen, daß der betreffende Erfahrungsschatz in vielen Jahrhunderten zusammengetragen worden ist. Den Ausübenden widerfährt nicht nur direkte Anleitung, es steht ihnen vielmehr eine reichhaltige Fachliteratur zur Verfügung. Eines ist vom anderen nicht zu trennen. Es sei an einem Beispiel erläutert:

Vor Jahresfrist stellte ich mehreren Goldschmiedemeistern zweier Generationen die Frage, wie das zur Feuervergoldung erforderliche Amalgam hergestellt würde. Sie blieben mir die Antwort schuldig, waren aber in der Lage, mir entsprechende Fachliteratur zu benennen und gaben an, danach auch Amalgam herstellen zu können.

Das Studium der Geschichte der Bildnisgießerei zeigt, wie in Zeiten der Stagnation die Kenntnisse um die Verfahren in Vergessenheit geraten konnten und auch gerieten. Wollte man irgendwo neu beginnen, war man gezwungen, Gießmeister von weit her zu holen, wenn man nicht vorzog, eigene Kräfte zur Ausbildung an andere Gießhütten zu schicken. Solche Maßnahmen waren aber nicht nur zeitraubend, sondern vor allem auch kostspielig. Mehr als in jedem anderen Handwerk mußte also hier die Forderung nach fachlichen Aufzeichnungen gestellt werden. Aufzeichnungen, auf die die Gießmeister vor allem dann zurückgreifen konnten, wenn ihnen Aufträge zuteil wurden, wie sie ihnen vorher noch nicht begegnet waren.

Seit dem 16. und 17. Jahrhundert sind entsprechende Schriften erschienen, die durchaus als Fachliteratur anzusehen sind: Cellini, Biringuccio oder der schon genannte Hofrat Wuttig zum Beispiel, hinterließen Aufzeichnungen, die den Gießern ihrer Zeit so gut wie uns ein klares Bild von den damals üblichen Techniken vermitteln.

Cellinis Werk gilt nach wie vor als bedeutendste historische technische Abhandlung.

Die „Diversarum Artium Schedula" von Theophilus

Weitaus größere Bedeutung kommt, so möchte ich meinen, jedoch einer Handschrift zu, die im letzten Drittel des 10. Jh. entstanden sein dürfte. Sie besteht aus drei Büchern, die in Wien, London und Wolfenbüttel gefunden wurden.

Diese Handschrift reißt schlagartig den Schleier des Geheimnisvollen von den im Mittelalter gebräuchlichen Techniken. Ihr Verfasser, wie kann es anders sein, war ein Benediktiner und somit wohl vertraut mit dem Betrieb in den Werkstätten seiner Zeit; denn diese Werk-

stätten befanden sich fast ohne Ausnahme in den zahlreichen Benediktinerabteien.

Unter der Anleitung kunstsinniger Äbte fand hier dank der technischen Fähigkeiten genialer Meister seinen Niederschlag, was sich aus antikem Gedankengut und christlicher Lehre verwob.

Die „Diversarum Artium Schedula", wie das Buch des Presbyters Theophilus heißt, darf als eine Technologie gewertet werden, die den zeitgenössischen Handwerkern der Werkstätten in den Klöstern zur Unterweisung und Anleitung diente. Es ist damit anzunehmen, daß sie weit verbreitet war; denn es ist bekannt, daß damals wertvolle Bücher zur Herstellung von Abschriften an andere Klöster ausgeliehen wurden. Bei der Bedeutung und Wichtigkeit, die man damals den technischen Belangen beimaß, dürfen wir eine solche Verbreitung auch für die Technologie des Theophilus annehmen. Das um so mehr, da die Beschreibung der Techniken so wirklichkeitsnah ist, daß der Leser der Schedula vermeint, den fleißigen Handwerkern in den Klosterwerkstätten über die Schulter zu sehen.

Von Theophilus wird vermutet, daß er von Haus aus Grieche war und daß er im schon genannten St.-Pantaleon-Kloster zu Köln gelebt und gewirkt hat. Dort wird er vermutlich, umgeben von fleißigen Handwerkern aller Sparten, seine Schedula geschrieben haben.

Wenn wir also die Frage stellen wollen, aus welchem Personenkreis St. Bernward die Gießer auswählte, die seine genialen Ideen verwirklichen konnten, dann habe ich mit dem Vorhergesagten die Antwort schon vorweggenommen. Ich möchte sie aber doch noch ein wenig präzisieren:

Es entsprach der Konzeption des Benediktinerordens, der Bevölkerung Europas mit der Verkündigung von Gottes Wort zugleich die ihnen wertvolle Kultur und Zivilisation zu vermitteln. Was an Kunst und Gebrauchsgut in den Klosterwerkstätten erzeugt wurde, diente nicht nur dem eigenen Bedarf, sondern sollte auch helfen, die Bedürfnisse Außenstehender zu decken. Da waren zunächst die zahlreichen Kirchen, die den Abteien unterstanden. Es gab Diözesen, in denen die Hälfte aller Kirchen klösterlicher Besitz war. Schließlich gab es die den Bistümern gehörenden Kirchen und zahlreiche private Auftraggeber.

Obwohl jede Abtei eine in sich geschlossene Welt darstellte, vollzog sich doch ein fruchtbarer Gedankenaustausch, der nicht haltmachte vor den Hofhaltungen der kirchlichen und weltlichen Würdenträger, ja dort häufig fruchtbare Impulse empfing.

Am Hofe der Kaiserin Theophano z. B. fanden sich die namhaftesten Künstler und Wissenschaftler ihrer Zeit zusammen. In ihrem Kreis

bewegte sich der junge Bernward als Erzieher Ottos III. Hier empfing er viele künstlerische Anregung und Erkenntnisse, was ihn zweifellos in die Lage versetzte, das jeweilige Niveau der damals bekannten Werkstätten zu beurteilen.

Deshalb — und nicht von ungefähr —, so möchte ich annehmen, berief er in seiner Eigenschaft als Bischof von Hildesheim im Jahre 996, dem Konsekrationsjahr Bernwards, die ersten Benediktiner unter ihrem Vorsteher Goderammus aus St. Pantaleon in Köln nach Hildesheim, aus St. Pantaleon also, von dem ich schon bemerkte, daß es zu den Klöstern mit der bemerkenswertesten handwerklichen Tradition zählte und in dem vermutlich Theophilus seine Schedula schrieb. Das bedeutet jedoch nicht, daß die seit langem bestehenden Hildesheimer bischöflichen Werkstätten nicht selbst geübte und fähige Goldschmiede und Metallarbeiter hervorgebracht hätten. Dafür spricht die Tatsache, daß das berühmte Bernwardskreuz und die nicht minder berühmten Bernwardsleuchter, beide nach Bernwards Ideen verfertigt, zum Zeitpunkt des Eintreffens der Kölner Mönche bereits hergestellt waren.

Bald nach Antritt seiner bischöflichen Regierung wird Bernward die Hildesheimer Gießhütte und Werkstätten auf den Stand gebracht haben, der seinen Forderungen und seinem Genie entsprach. Die handwerklichen Kräfte jedoch, die ihm die monumentalen Denkmäler, die Christussäule und die Türen gießen sollten, holte er sich, wie schon ausgeführt, wahrscheinlich von Köln.

Auch Wesenberg vertritt den Standpunkt, daß Bernwards Gießer nicht von Mainz, sondern von Köln kamen. Nach dorthin lassen sich seiner Ansicht zufolge engere stilistische Beziehungen feststellen als nach Mainz. Zudem läßt eine Vitruvhandschrift mit dem Namenszug des Goderammus den Schluß zu, daß dieser sich technisch betätigt hat*.

Wenn wir uns nun eine Vorstellung von den Werkstätten Bernwards verschaffen wollen, dürfen wir uns getrost auf die Schedula verlassen, in der uns Theophilus über die Anlage und Ausgestaltung der klösterlichen Werkstätten ein sehr genaues Bild vermittelt hat. Diesen ähnlich werden auch die Werkstätten in den bischöflichen Hofhaltungen angelegt gewesen sein. Für Aachen z. B. sind entsprechende Unterlagen beizubringen. Sie lassen erkennen, daß dort die Werkstätten innerhalb des Dombezirkes zu finden waren. In Hildesheim wird es nicht anders gewesen sein.

Zur Errichtung und Einrichtung von Metallarbeiterquartieren — nur auf die Beschreibung solcher möchte ich mich beschränken — hat uns

---

* Vitruv, De Architektura — um Chr. Geburt, beinhaltet u. a. gießtechnische Abhandlungen.

Theophilus sehr klare Unterweisungen vermittelt. Biringuccio hat im 16. Jh. in seiner „Pirotechnia" zu ähnlichen Beschreibungen Illustrationen geliefert. Auf sie gestützt, will ich versuchen, einige Begriffe durch Rekonstruktionszeichnungen plastischer werden zu lassen.

Die Werkstätten (Bilder 1-4)

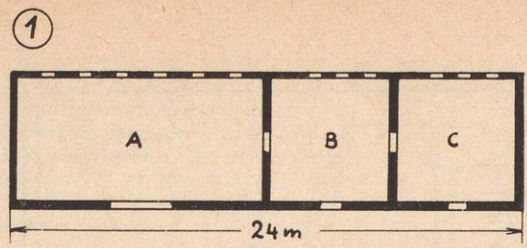
Nach Theophilus' Beschreibungen war das Werkhaus der Metallarbeiter rechteckig und so angelegt, daß es sich von Westen nach Osten erstreckte. Durch zahlreiche Fenster an der Südwand wurde das erforderliche Licht eingefangen. Der Bau umschloß eine Fläche von etwa 24×6 Meter. Diese wurde durch zwei quer gezogene Mauern unterteilt. So entstanden drei Räume, von denen zwei je 36 Quadratmeter maßen. Sie dienten als Gold- bzw. Silberschmiede. Der dritte Raum war die Gießerei und nahm die sonstigen Metallarbeiter auf. Er war 72 Quadratmeter groß. Die Fenster waren drei Fuß hoch und zwei Fuß breit, also ca. 90×60 cm. Sie waren so niedrig angelegt, daß sich die Fensterbänke etwa nur 30 cm über dem Fußboden befanden, in gleicher Höhe wie die Werkbänke.

Die Werkplätze waren jeweils vor einem Fenster eingerichtet und nur knapp 50 cm davon entfernt (Bild 2 u. 2a). Sie bestanden aus einer verschalten Sitzgrube, über der eine Bohle als Arbeitstisch angebracht war. Diese befand sich etwa 20 cm über dem Niveau des Fußbodens und verlief im rechten Winkel zur Fensterwand. Der Meister und sein „Knabe" saßen sich also nicht gegenseitig im Licht, sondern hatten den Lichteinfall von der Seite.

Unmittelbar neben jedem Werkplatz befand sich ein Ofen mit Blasebalg. An ihm wurde gelötet, vergoldet, Metall geschmolzen und vieles andere mehr. Der Blasebalg war, wie es bei Naturvölkern heute noch anzutreffen ist, aus dem Balg eines Hammels gefertigt.

Die Herstellung der Werkzeuge und Geräte, die von den Metallarbeitern benötigt wurden, beschreibt Theophilus in nahezu zwanzig Kapiteln seines Buches. Es sind Werkzeuge und Geräte, wie sie z. T. heute noch in gleicher Art oder doch ähnlich in jeder Gold- und Silberschmiede anzutreffen sind.

In der Gießerei (Bild 3) wurden Gerätschaften verschiedener Größe gegossen, kleine Rauchfässer so gut wie Glocken von zehn oder zwanzig Zentner Gewicht. Dementsprechend mußten verschieden große Schmelzöfen angelegt werden, in denen entweder das Metall in Tiegeln geschmolzen wurde oder aber in großen, fest eingebauten Gießpfannen mit Abflußrinnen zur Form hin (Bild 4). Letztere arbeiteten nach dem Prinzip der heutigen Kupolöfen.



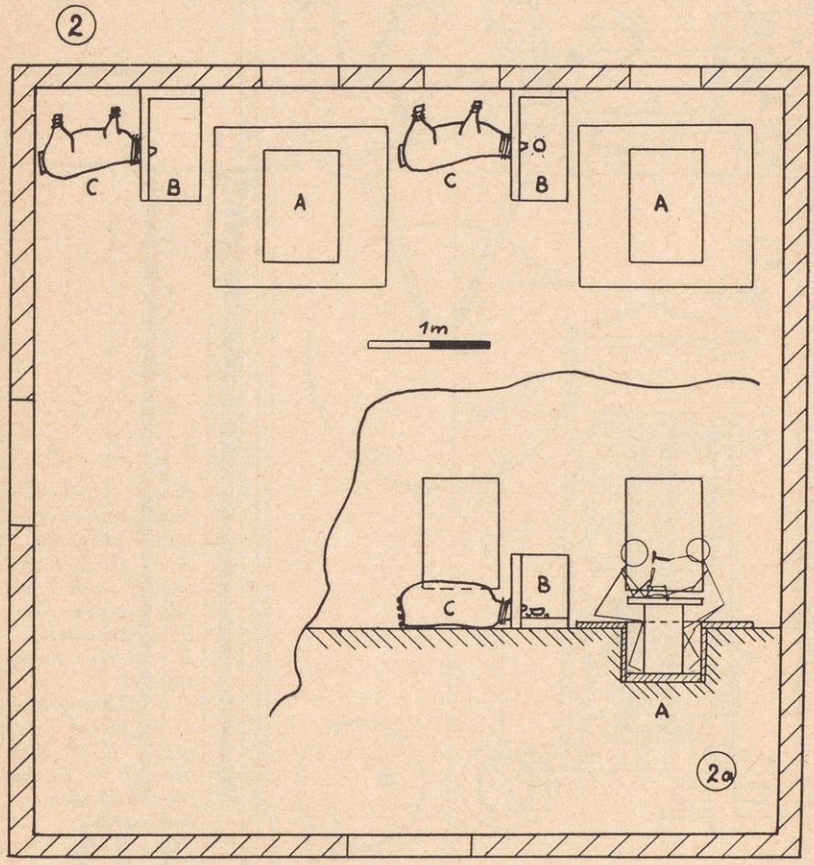
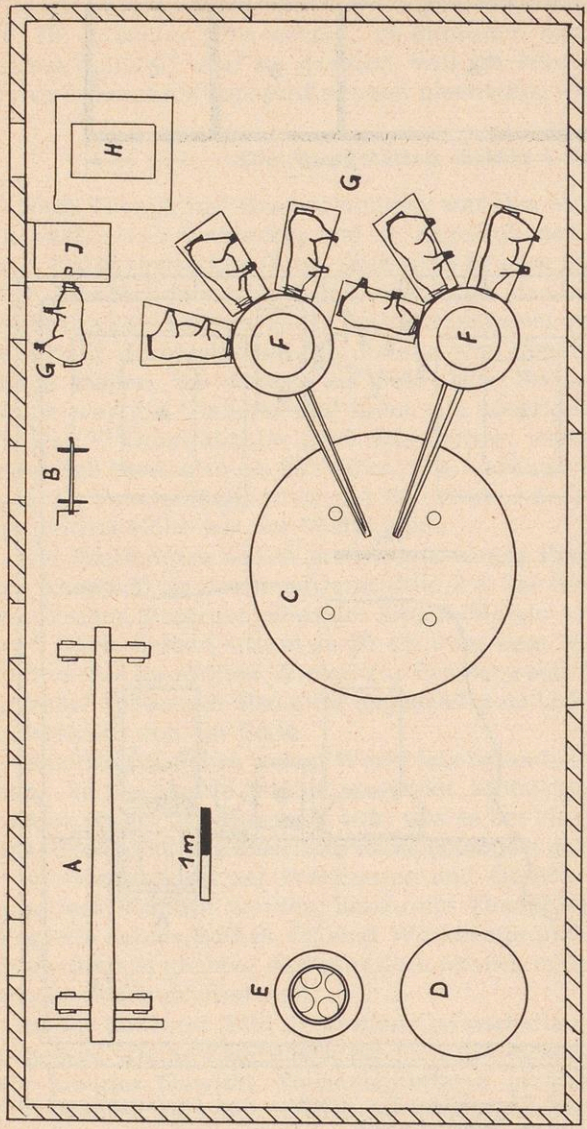


Bild 1 *Das Werkhaus nach Theophilus. A = Gießerei und Buntmetallwerkstatt, B + C = Gold- bzw. Silberschmiede.*

Bild 2 *Die Gold- bzw. Silberschmiede nach Theophilus. A = Werkplatz, B = Arbeitsofen, C = Blasebalg.*

Bild 2a *Schnitt durch den Werkplatz.*



3

Bild 3 Gießerei und Buntmetallwerkstatt nach Theophilus. A = große Kernspindel nach den Abmessungen der Bernwardssäule, B = kleine Kernspindel, C = Dammgrube, D = kleine Dammgrube, E = Tiegelofen, F = Schmelzöfen nach dem Prinzip des Kupolofens, G = Blasebälge, H = Werkplatz, I = Arbeitsofen.

Bild 4 Schnitt durch Dammgrube und Schmelzofen nach Theophilus (Guß der Bernwardssäule). A = Kern der Säule, B = der durch Ausschmelzen des Wachses gewonnene und mit Metall zu füllende Hohlraum der Form, C = Form, D = eingestampfte Erde, E = Steinsockel, F = Schmelzpfanne, G = der darüber errichtete Schmelzofen, H = Blasebalg, I = Gebläsedüsen, K = Gußkanal, L = Eingußtrichter, M = Luftentweichungskanal.

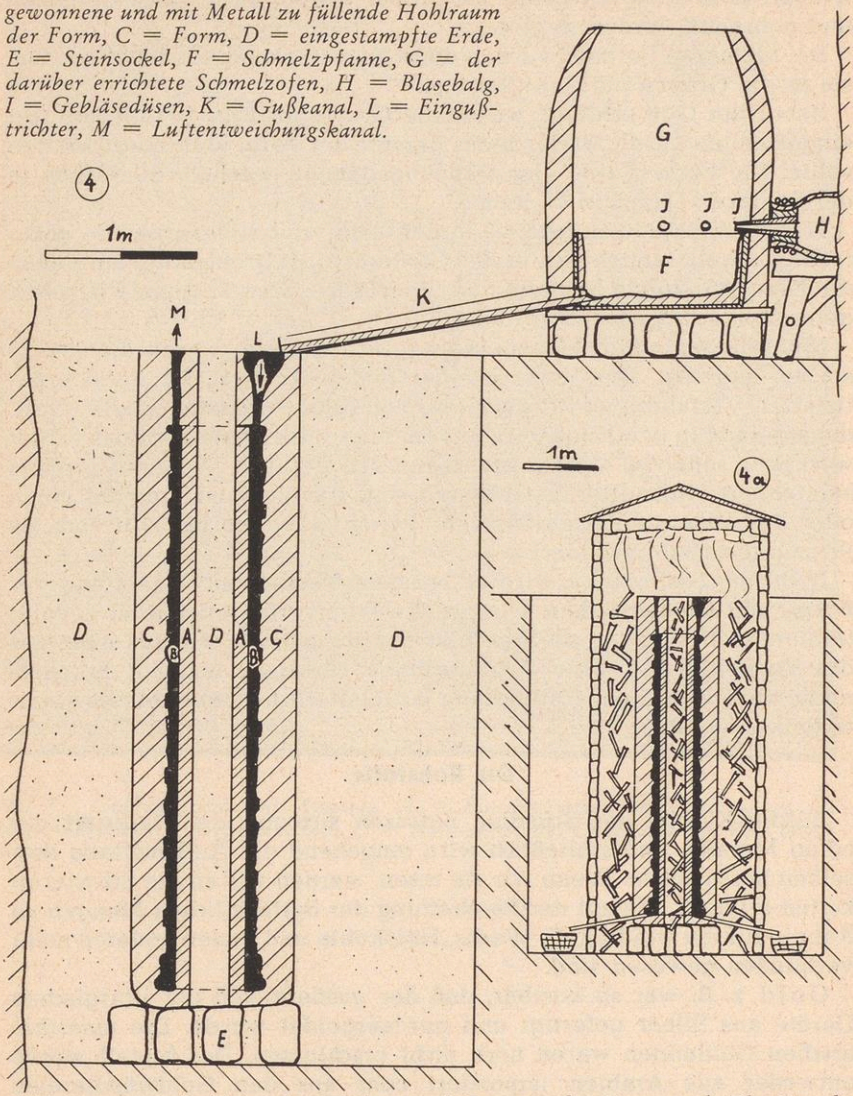


Bild 4a Ausschmelzen des Wachses und Brennen der Form nach Th. Um die Form herum ist innerhalb der Dammgrube aus feuerfesten Steinen der Brennofen errichtet worden, der mit einer Haube abgedeckt wird. Am Fuße der Form sind Abflußröhren angebracht, die das ausschmelzende Wachs in Schüsseln leiten.

Die Aufstellung der Formen zum Guß erfolgte in ausgehobenen Gruben (Bild 4), wo sie, falls sie größer waren, auch ausgeschmolzen und gebrannt wurden (Bild 4a).

Bei kleineren Formen wurden diese Arbeitsgänge durchgeführt, ehe sie in die Gruben versenkt wurden.

Bevor der Guß erfolgte, wurde die Grube mit Erde gefüllt, die fest eingestampft wurde, wodurch das Bersten der Form verhindert werden sollte. Die Form wurde also fest eingedämmt, weshalb die Grube in der Folgezeit Dammgrube hieß.

Neben Werkplätzen, wie sie in der Gold- und Silberschmiede anzutreffen waren, fanden sich in der Gießerei auch Drehbänke, auf denen die Kerne für runde Modelle und die Wachs- oder Talgmodelle selbst geformt bzw. abgedreht wurden.

Mit sehr einfachen Mitteln, so hat sich gezeigt, waren die Werkstätten angelegt. Der Versuch einer Rekonstruktion der darin praktizierten Verfahren ist für die Gold- und Silberschmiede relativ leicht, denn gerade in den Handwerken dominiert auch heute noch das Handwerkliche sehr viel stärker als in anderen Berufen. Wenn auch schon seit langem Hilfsmittel im Gebrauch sind, die die Ausübung des einen oder des anderen Verfahrens sehr vereinfachen, so hat sich doch im Prinzip nicht viel geändert.

Nicht ganz so einfach wird es bei dem Versuch einer Deutung der **Form- und Gießtechniken** sein, da die Formverfahren seither revolutionierenden Wandel erfahren haben. Hier müssen wir uns ganz auf des Theophilus schlichte Ausführungen verlassen und auf Erkenntnisse, die sich aus der Erforschung mittelalterlicher und antiker Formtechniken ergeben.

Die Rohstoffe

Etliche Kapitel der Schedula befassen sich mit der Herkunft der edlen Metalle, und schließlich wird eingehend die Aufbereitung derselben beschrieben. Wenn wir sie lesen, werden wir an die Schwierigkeiten erinnert, die mit der Beschaffung der beträchtlichen Mengen an Rohprodukten wie Metall, Wachs, Holzkohle und vielen anderen mehr verbunden gewesen sind.

Gold z. B. war so kostbar, daß der größere Teil der liturgischen Geräte aus Silber gefertigt und nur vergoldet wurde. Die amerikanischen Goldminen waren noch nicht erschlossen. Das Metall wurde entweder aus Arabien importiert oder aus den Goldwäschereien (Bild 5) am Rhein bezogen, deren Kapazität jedoch sehr begrenzt war.

In winzigen Plättchen, deren 20 000 Stück auf ein Gramm kamen, wurde es ausgewaschen.

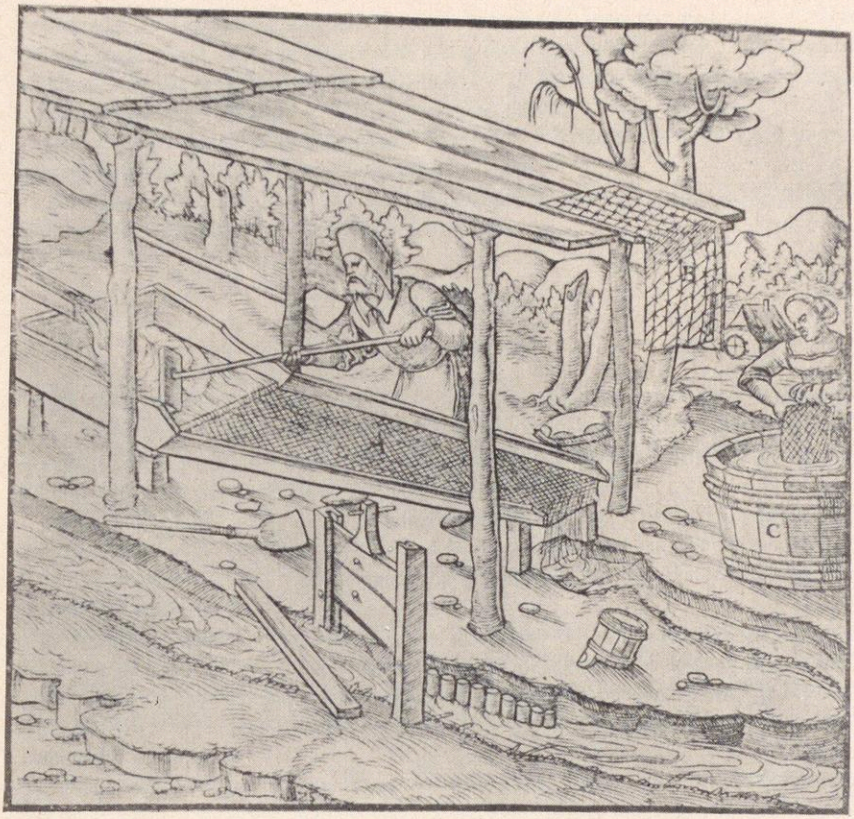


Bild 5 Goldwäscherei aus Agricola. A = Einschwämmen des Goldstaubes aus dem Flußschwamm in ein Wolltuch, C = Auswaschen des Goldstaubs aus dem Wolltuch in einer Balge.

Kupfer, das Grundmetall für die Bronze, war für Bernward ohne Schwierigkeiten zu beziehen. Es kam ihm der glückliche Umstand zu Hilfe, daß im Jahre 968 der Kupferbergbau am Rammelsberg beim nahe gelegenen Goslar eröffnet worden war.

Die beträchtlichen Mengen an Wachs wurden aus den slawischen Ländern jenseits der Elbe bezogen.

Die Holzkohle, die damals in riesigen Mengen benötigt wurde, wurde von Köhlern in Meilern bereitet.

Die Techniken

Der Metallguß

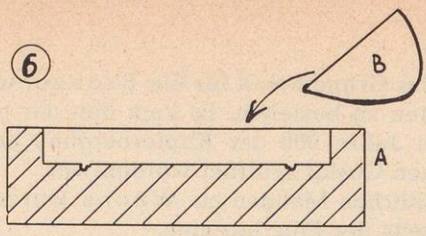
Im Gegensatz zu dem schon im Zusammenhang mit den Aachener und Mainzer Türen erwähnten Guß in der Herdform (Bild 6) nach Holzmodellen wurde zur Herstellung der Hildesheimer Türen und Säule das Wachsausschmelzverfahren angewandt.

Das Prinzip ist einfach zu erklären und ist von Theophilus mehrfach beschrieben. Ich möchte deshalb auch ihn an dieser Stelle zu Worte kommen lassen, und zwar mit einer Anweisung zur Herstellung von Kelchhenkeln (Bild 7):

„Willst du Henkel an den Kelch anbringen", so schreibt er, „nimm, sobald du das Gefäß getrieben und geschabt hast, doch ehe du irgendeine weitere Arbeit an ihm ausführst, Wachs, forme daraus die Henkel und schnitze in sie Drachen, wilde Tiere, Vögel oder Blattwerk nach Belieben ein.

Oben auf jeden Henkel aber setzte ein kleines, rundes Wachsstück an wie eine zierliche Kerze und von der Länge des kleinen Fingers. Aber am oberen Ende soll es etwas dicker sein als am unteren. Dieses Wachsstück, den sogenannten Einguß, sollst du mit einem warmen Eisen an das Henkelmodell anschweißen. Dann nimm tüchtig durchgekneteten Ton, belege damit sorgsam jeden Henkel für sich, so daß alle Vertiefungen der Schnitzerei ausgefüllt werden. Sind diese ersten Tonlagen trocken, so belege sie wiederum überhin, ausgenommen das obere Ende des Eingusses, und verfahre ebenso ein drittes Mal.

Dann stelle besagte Formen dicht an die Kohle und gieße, sobald sie warm geworden sind, das Wachs aus. Ist dieses ausgegossen, so stelle sie unmittelbar aufs Feuer, die Löcher, durch die das Wachs ausfloß, nach unten kehrend, und lasse sie dort stehen, bis sie glühend sind wie Kohle. Schmilz dann sofort das Silber — — — nimm die Form vom Feuer weg, stelle sie sicher hin und gieße das Silber an derselben Stelle ein, wo du das Wachs ausgegossen hast. Nach dem Erstarren



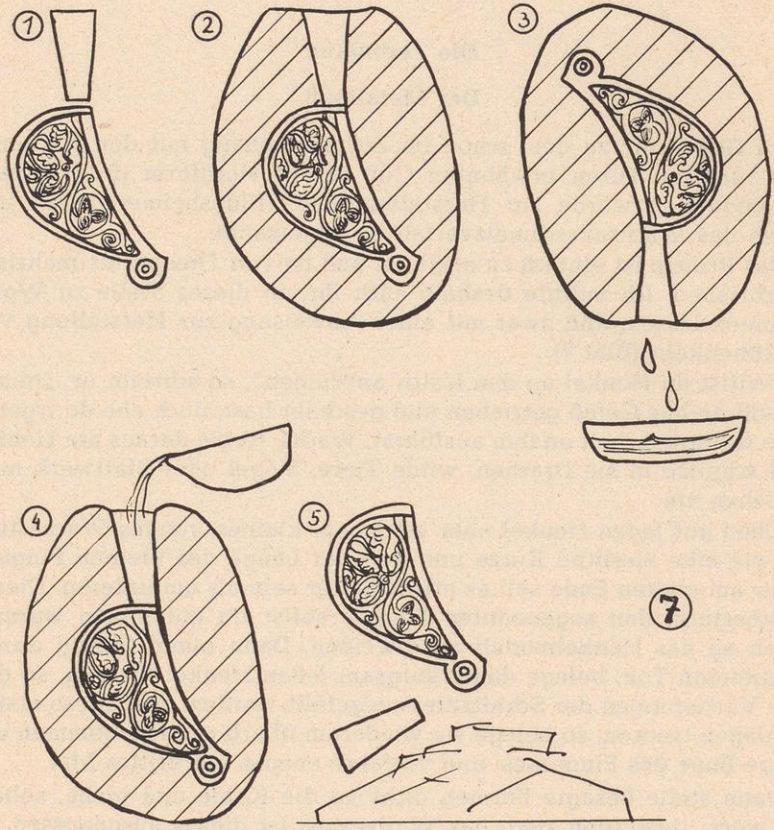


Bild 6 Metallguß in der Herdform. A = offene Form, sog. Herdform, B = Schmelztiegel.

Bild 7 Guß der Kelchhenkel nach Theophilus (Modellreihe). 1 = Wachsmodell und Einguß aus Wachs, 2 = Wachsmodell mit Einguß eingeformt, 3 = Ausschmelzen des Wachses, 4 = Metalleinguß, 5 = die Form ist zerschlagen, der Einguß abgesägt, der Henkel fertig zum Ansetzen.

der Henkel schlage den Ton ab und passe sie mittels Feile und Grabstichel an ihren Plätzen am Kelch an."

Was Theophilus in dieser seiner Arbeitsanweisung so präzise formuliert, ist das Wachsausschmelzverfahren, das jedem Gießfachmann seit viertausend Jahren geläufig ist: Das Modell wird aus Wachs hergestellt und in Ton eingebettet. Ist die Formmasse fest, wird das Wachs ausgeschmolzen. Der dadurch entstandene Hohlraum ist die Form, die mit Metall gefüllt wird.

An diesem Prinzip ändert sich grundsätzlich nichts. Es gibt aber eine Reihe von Varianten, was auch schon in der Schedula zum Ausdruck kommt.

Die Herstellung eines Rauchfasses z. B. oder einer Glocke — beides von Theophilus mit dramatischer Spannung geschildert — geschieht im **Kernguß.** Bei dessen Anwendung umschließt eine Wachshaut an Stelle der späteren Metallschicht einen Kern aus Ton, der im wesentlichen der endgültigen Form des Originales angepaßt ist, eben nur um die Stärke der Wachsschicht verjüngt.

Die silbernen Bernwardsleuchter und die in der Bernwardinischen Werkstatt hergestellten Kleingüsse geben dem Fachmann keinerlei Rätsel auf. Die Leuchter sind so, wie sie heute vor uns stehen, aus Wachs modelliert und in Ton eingebettet worden. Anschließend wurde das Wachs ausgeschmolzen und in den dadurch entstandenen Hohlraum Silber eingegossen.

Die Inschrift der Leuchter kann also keineswegs eine Anspielung darauf sein, wie v. Falke annimmt und Tschan noch 1959 zitiert, daß bei der Herstellung der Leuchter Edelmetall auf einen Holzkern aufgetragen worden ist. Genauso abwegig ist Beißels Annahme (1895), Bernward habe eine Möglichkeit gefunden, den Silberguß und die Vergoldung in einem Arbeitsgang durchzuführen. Es ist auch nicht anzunehmen, daß Bernward ein neues Verfahren zur Vergoldung erfunden hat. Theophilus — ich komme noch darauf zurück — beschreibt gleich mehrere Vergoldeverfahren. Im übrigen war die Feuervergoldung, um sie handelt es sich auch bei den Bernwardsleuchtern, bereits in der Antike ein wohl gekonntes und eifrig betriebenes Handwerk, wie auch der Hildesheimer Silberfund belegt. Damals wie heute wurde sowohl teil- als auch ganz vergoldet.

Setzen wir voraus, daß die Leuchter ganz vergoldet gewesen sind, so liegt der Schluß nahe, daß das „Non Auro Non Argento" der Inschrift dem Irrtum vorbeugen sollte, sie seien aus massivem Gold gegossen worden.

Aus dem 14. Jahrhundert ist überliefert, daß die Vergolder bei der Komplettvergoldung eines Gegenstandes eine kleine Stelle frei lassen

mußten, um jeden Betrugsversuch oder jede falsche Auffassung von vornherein auszuschließen. Dieser Kenntlichmachung kann bei den Leuchtern die Inschrift gedient haben, die Bernward mit einem gewissen Humor eingefügt haben mag.

Es war allerdings in der ottonischen Zeit die Teilvergoldung silberner Geräte sehr beliebt, weil durch das Wechselspiel von Silber und Gold, verbunden mit vielfältiger und reichhaltiger Ornamentik, dem Werkstück eine faszinierende Lebendigkeit verliehen wurde; aber eine solche Teilvergoldung war dem Beschauer ohne weiteres sichtbar, so daß bei ihrer Annahme die so gedeutete Inschrift absolut überflüssig gewesen wäre.

Meines Erachtens aber ist es sehr wahrscheinlich, daß sich die niellierte Inschrift der Leuchter auf silbernem Grund befunden hat, denn Niello steht zu Silber und wird deshalb auch heute fast ausschließlich mit solchem kontrastiert.

Die Frage, welchem Personenkreis der Gießer der Leuchter angehört hat, mag uns ebenfalls Theophilus klären helfen. In seiner Schedula finden wir häufig Anweisungen für die Helfer der Meister. Mal nennt er sie „Helfer", mal „Männer", so aber nur dann, wenn es sich um ungelernte Kräfte handelt. Er nennt den Helfer aber grundsätzlich „puer", wenn er mit der Arbeit des Meisters vertraut, also in unserem Sinne Junggeselle des Handwerks oder gut eingearbeiteter Lehrling ist. Der Meister der Arbeit aber war Bernward selbst.

Ich möchte mich deshalb der Schlußfolgerung Algermissens anschließen: Bernward, der Meister aller Meister, der den Leuchtern Sinngehalt gab, nannte in jener Inschrift den Gießer, einen wirklichen Meister seines Faches, den Vollender seiner Idee: „puer". Wenn der Gießmeister — wie wir annehmen dürfen— ein Mönch war, klingt diese Vermutung m. E. durchaus glaubwürdig.

Wer immer die Leuchter gegossen haben mag, er hat unter Beweis gestellt, daß die Hildesheimer Werkstätten Großartiges zu liefern vermochten und daß die Gießmeister das Vertrauen zu rechtfertigen wußten, das St. Bernward in ihre Kunstfertigkeit und Erfahrungen setzte, die neben den Grundkenntnissen des Handwerklichen die Garantie für die Vollendung der großartigen Denkmäler, der Bernwardssäule und der Bernwardstüren, waren. In der Folge soll versucht werden, ihre Entstehung zu deuten:

Die Bernwardssäule

Mit Hilfe der Anleitung für den Glockenguß, wie sie Theophilus seinen Zeitgenossen aufgeschrieben hat, möchte ich versuchen, zunächst die Entstehung der Bernwardssäule zu schildern.

Die Säule ist hohl, also um einen Kern herum gegossen worden. Zur Herstellung desselben diente ein langer, vierkantiger Eichenholzstamm. Er verjüngte sich nach einem Ende hin und war an zwei Auflagestellen, jeweils kurz vor den Enden, rund gearbeitet. Die Kernspindel, wie der Baum genannt wurde, ruhte auf entsprechenden Lagerböcken und wurde mittels einer Kurbel oder mehrerer Spaken gedreht. Der Abstand der Lagerböcke voneinander entsprach der Höhe der Säule (Bild 3A).

Auf die Spindel wurde Ton aufgetragen und zwar zunächst zwei Finger dick. Nachdem diese Schicht gründlich getrocknet war, folgten weitere, jeweils zu trocknende Schichten, bis die gewünschte Kernstärke erreicht war. Dann wurde die Spindel in Drehung versetzt und der Kern mit Hilfe von Sticheln exakt abgedreht und zum Schluß mit einem feuchten Lappen geglättet.

Um den Kern herum mußte nun das Modell geformt werden, und zwar aus Wachs oder, wie bei großen Glocken üblich, aus Talg. Diese Phase ist so wichtig, daß ich wieder Theophilus zu Worte kommen lassen möchte: „Hierauf nimm Talg (Wachs), schneide ihn fein in ein Gefäß und knete ihn mit den Händen. Nagele dann zwei gleiche Leisten von gewünschter Dicke (der späteren Metallstärke entsprechend, d. Verf.) auf ein ebenes Brett, lege den Talg mitten zwischen sie und walze ihn, wie oben das Wachs (bei der Beschreibung zur Herstellung eines Rauchfasses, d. Verf.) mit dem Mangelholz dünn und eben, nachdem du Wasser darauf gesprengt hast, damit er nicht festhängt. Hebe ihn dann sofort mit einem Ruck ab, lege ihn auf den Kern und schmilz ihn ringsum mittels eines warmen Eisens auf. Walze von neuem ein Stück Talg auf gleiche Weise dünn, lege es neben das frühere und verfahre so, bis du den Kern bedeckt hast. Ist der Talg ganz erkaltet, so drehe ihn mit Drehsticheln ab. Wenn du besonders kostbare Arbeit an Blumen oder Schrift um die Glockenflanke herum wünschst, grabe sie in den Talg ein." — —

Der Schilderung ist nichts hinzuzufügen. Bleibt nur zu vermerken, daß bei der Bernwardssäule statt der Blumen von den Künstlern die vorliegenden Reliefs eingegraben wurden.

Zum Schluß wurden an das Modell die für den Metallguß erforderlichen Gußkanäle und Luftpfeifen (Bild 4M+L) aus Wachs bzw. Talg angesetzt und das Ganze in mehreren Schichten unter jeweiligem Trocknen in Formlehm gebettet. Dabei wurde mittels Eisenreifen für eine kräftige Armierung gesorgt. Abschließend wurde die konische Kernspindel aus dem Kern herausgezogen und unter Umständen die Höhlung des Kernes vergrößert, um das Gewicht herabzumindern und ein besseres Durchbrennen des Kernes zu ermöglichen.

Dann wurde die Dammgrube (Bild 3C) entsprechend der Formhöhe ausgeschachtet (Bild 4). Da die Säule 3,79 m hoch ist, dürfte die Grube etwa 5 m tief ausgehoben gewesen sein. Auf ihrer Sohle errichtete man aus dicken Steinen einen kräftigen Sockel in einer Höhe von ca. 40 cm (Bild 4E). Entsprechend dem Formdurchmesser wurden vier Pfähle neben dem Sockel eingerammt (Bild 3C), die bis über die Werkstattsohle hinaufragten. Nun wurde die Grube wieder mit Erde gefüllt, die Form herbeigeschafft und zwischen den Pfählen aufgerichtet.

Durch Ausschaufeln des Erdreiches wurde die Form allmählich in die Grube gesenkt, wobei sie zwischen den vier Pfählen geführt wurde. Stand sie fest auf dem Sockel, wurden die Pfähle entfernt und unten in die Form Abflußröhren für den Talg bzw. das Wachs in vorbereitete Löcher gesteckt (Bild 4a). Dann wurde um die Form herum in einem Abstand von 20 bis 30 cm aus feuerfesten Steinen eine Mauer errichtet, die oben mit einer Haube ihren Abschluß fand. Der Brennofen war fertig.

Zunächst galt es bei schwachem Feuer das Wachs resp. den Talg auszuschmelzen, wobei das kostbare Material in Schüsseln aufgefangen wurde. Nachdem die Abflußlöcher verstopft worden waren, erfolgte der Brand der Form. Theophilus schreibt: „. . . und lege rings um die Form recht reichlich Scheite auf, so daß den ganzen Tag und die folgende Nacht hindurch das Feuer nicht ausgeht."

Während des Brandes wurden die Schmelzöfen eingerichtet (Bild 4F-K). Bei einem solch großen Gußstück waren mehrere Schmelzpfannen erforderlich, die unter Zuhilfenahme von Stein und Ton zu stationären Öfen nach dem Prinzip des Kupolofens angelegt wurden. Blasebälge sorgten für die Sauerstoffzufuhr.

Den weiteren Prozeß möchte ich wieder Theophilus schildern lassen, da wir uns nunmehr dem Höhepunkt der Fertigung, dem Guß selbst, nähern: „Hierauf wäge alle Bronze, die du hast oder nimm vier Fünftel Kupfer und ein Fünftel Zinn und teile jeder Pfanne gemäß ihrem Fassungsraum ihre Anteile zu. Dann gehe zu dem Ofen der Form (Bild 4a), lüpfe die Haube oben an und siehe zu, wie die Form sich verhält. Wenn sie innen ganz in Glut ist, laufe zu den Pfannen zurück und wirf das Kupfer der richtigen Reihenfolge gemäß ohne das Zinn auf, mische Kohlen dazwischen, häufe diese auch reichlich darüber, wirf brennende Kohlen dazwischen und lasse die Bälge anfangen zu blasen, erst mäßig, dann stärker und immer stärker. Wenn du eine grüne Flamme aufsteigen siehst, beginnt schon das Kupfer zu schmelzen. Dann wirf alsbald reichlich Kohlen auf, eile zum Formofen zurück und beginne von oben an mit langen Zangen die Steine loszureißen und nach außen zu werfen.

Die Arbeit an dieser Stelle duldet keine trägen, verlangt vielmehr flinke und eifrige Werkleute, damit nicht durch irgendeines Mannes Nachlässigkeit die Form zerbrochen wird oder jemand einen anderen reizt, was unbedingt zu vermeiden ist.

Sind aber die Steine und das Feuer vollständig herausgeworfen, so soll die Erde von neuem um die Wette zurück geschaufelt werden, damit die ganze Grube um die Form sorgfältig wieder gefüllt wird. Und es seien Leute zur Stelle, die ständig umhergehen, indem sie mit Holzstößeln mäßig aufstoßen und mit den Füßen kräftig stampfen, damit die Erde, die eingeworfen wird, einen Druck auf die Form ausübt, so daß diese, wenn die schwere Bronze eingegossen wird, nicht bersten kann."

Wenn die Dammgrube gefüllt war, mußten Holzrinnen, die mit Lehm ausgekleidet waren, vom Stichloch der Schmelzöfen zum Eingußtrichter verlegt werden (Bild 4K).

Theophilus beschreibt beim Glockenguß sowohl den Guß aus Tiegeln als auch aus Kupolöfen. Dabei bezieht er sich in der Schilderung des zweiten Verfahrens hin und wieder auf das erste. Ich werde ihn nun den Guß aus den großen Schmelzöfen schildern lassen und dort die Bezugsstellen vom Tiegelguß einbauen, wo es zur Vervollständigung erforderlich sein wird:

„. . . wenn du fühlst, daß das Kupfer vollständig geschmolzen ist, gib Zinn hinzu und rühre sorgfältig, damit es sich gut mischt und stoße mit einem krummen Eisen, das fest auf eine Holzstange gesteckt ist, das Loch der Pfanne auf und lasse die Bronze fließen. Inzwischen hocke neben der Mündung der Form nieder, sorgfältig horchend, wie es da drinnen mit dem Füllen vorwärts geht. Und wenn du gleichsam ein leichtes Donnergrollen wahrnimmst, heiße die Männer, die Bronze zurückzuhalten und dann wieder weiter fließen zu lassen. So wird durch abwechselndes Einhalten und Weitergießen erreicht, daß die Bronze sich gleichmäßig setzt."

Nach dem Erstarren und Auskühlen der Bronze wurde die Dammgrube wieder leer geschaufelt. Die Form wurde durch erneutes Ein- und Unterschaufeln der Erde allmählich aus der Grube heraus befördert. Dann wurde sie in banger Erwartung zerschlagen und ließ, wenn alles gut verlaufen war, das dem Wachs- resp. Talgmodell genau entsprechende Bronzekunstwerk ans Tageslicht treten.

So etwa also müssen wir uns vorstellen, hat der geniale Künstler Bernward, der jeden Tag durch seine Werkstätten ging, die Christussäule fertigen lassen. Diese Arbeit liegt zwar zeitlich nach der Herstellung der Türflügel, konnte aber in einem Verfahren vollzogen werden, das den im Glockenguß erfahrenen Meistern geläufig war.

Die Bernwardstüren

Wie nun steht es mit dem Guß der Bernwardstüren? Gibt er uns wirklich so große Rätsel auf, wie so oft behauptet? — Ich habe wiederholt die Vermutung ausgesprochen, daß die Türen, der Säule ähnlich, senkrecht in einer tiefen Dammgrube gegossen worden sind. Moderne Metallgießer nehmen an, daß der Guß im Herdformverfahren erfolgte (Bild 6), also in einer waagerecht aufgestellten, offenen Form, weil es sich so anbietet und heute auch so üblich ist. Ihrem Dafürhalten nach gibt es keine Veranlassung, solche Objekte senkrecht zu gießen.
Da einer der Flügel dem Vernehmen nach auf der Rückseite den Abdruck von Holzmaserung aufweist, glauben sie annehmen zu müssen, daß kurz vor dem Erstarren der Bronze schwere Bohlen aufgelegt wurden, die mit ihrem Gewicht das Verwerfen (Verziehen) der Flügel verhindern sollten.

Ich vermag mich dieser Theorie, die auf Rückschlüsse aufgebaut ist, nicht anzuschließen. Meiner Theorie, die ich im Folgenden entwickeln möchte, fehlt zwar der letzte Beleg. Sie ergibt sich aber aus umfangreicher vergleichender Forschungsarbeit:

Der Flügel mit der Darstellung des Alten Testamentes ist meiner Überzeugung nach in der Herdform gegossen worden, der andere dagegen wie die Säule in der Dammgrube.

Auf den Mainzer Türen steht zu lesen, daß sie in Anlehnung an die Aachener Türen gegossen worden sind. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß sowohl in Aachen als auch in Mainz vermutlich nach antiken Vorbildern im Herdgußverfahren gearbeitet wurde. Bei der Einfachheit der Türen beider Städte konnten, falls der Guß mißglückte, von einem Holzmodell so viele weitere Formen abgenommen werden, wie erforderlich waren, bis endlich ein einwandfreies Gußstück vorlag. Das ließ sich, wie gesagt, ohne Schwierigkeiten durchführen, und ohne daß der Entwurf des Künstlers Gefahr lief, verlorenzugehen; denn die Vorderseiten der Türen sind vollkommen eben und bis auf die einfachen Zierleisten nicht nur schmucklos, sondern vor allem ohne jede Hinterschneidung. Die Löwenköpfe, das einzige Erhabene an den Türen, wurden für sich im Wachsausschmelzverfahren gegossen und später angesetzt.

Ganz anders verhielt es sich mit den Hildesheimer Türen. Sie sind mit ihren figürlichen Hochreliefs in einem Stück aus Wachs modelliert worden und konnten infolgedessen auch nur im Wachsausschmelzverfahren gegossen werden. Da es sicher ist, daß bis dahin keine gleichgearteten Türen gegossen worden sind, bedeutete dieser Auftrag für die Hildesheimer Meister ein absolutes Novum! Sie stan-

den vor einer umwälzenden Aufgabe. Sie waren sich darüber im klaren, daß der Guß unter allen Umständen schon beim ersten Mal gelingen mußte, wenn der Entwurf des Künstlers nicht verlorengehen sollte; denn ein Fehlguß hätte nicht nur eine langwierige neue Erstellung des Wachsmodelles erforderlich gemacht, sondern sogar das Risiko des absoluten Verlustes in sich getragen, wenn der Künstler für eine Zweitanfertigung des Wachsmodelles nicht mehr zur Verfügung gestanden hätte. Aber sie hatten ja den großen Künstler St. Bernward zur Seite.

Die kleinen, unbedeutenden gießtechnischen Mängel, die sich an den Hildesheimer Türen feststellen lassen, sind eine Folge der vollkommen neuen Situation, der sich Bernwards Gießer unvermittelt gegenübersahen. Mangelnde Gußtechnik — besser: mangelnde Erfahrung — läßt sich eigentlich nur an dem Flügel mit dem A. T. ablesen. Betrachtet man ihn von der Seite, erkennt man eine starke Verwerfung des gesamten Flügels. Das aber deutet auf eine sehr einseitige Abkühlung hin, wie sie nur bei der Verwendung einer Herdform auftreten kann. Auch die im Vergleich zum anderen Flügel häufiger auftretenden Flickstellen lassen vermuten, daß dieser Flügel zuerst gegossen worden ist.

Der andere Flügel zeigt keine Verwerfung. Er ist es, der, wie man sagt, auf der Rückseite den Abdruck von Holzmaserung zeigt. Wie schon erwähnt, glauben Gießereifachleute, daß der Flügel in einer Herdform gegossen worden ist, wobei das Verziehen durch die Belastung mit Bohlen verhindert wurde. Dabei habe sich die Maserung in dem noch breiigen Metall abgeformt.

Ich vermag dieser Annahme nicht zu folgen. M. E. ergibt sich bei der Bohlenbelastung ein Verbrennungsprozeß, der den Abdruck der Maserung verhindern würde. Ich möchte das Phänomen der Maserung an der Rückseite des Flügels mit dem Neuen Testament anders deuten:

Die Modelle zu den Türflügeln waren nicht nur aus Wachs hergestellt. Das wird aus technischen Gründen so gut wie aus rationellen Gründen unmöglich gewesen sein. Es liegt die Vermutung nahe, daß der eigentliche Flügel durch eine Bohle dargestellt wurde, die lediglich einen Wachsüberzug erhielt, auf den die Plastiken geheftet und der Hintergrund modelliert wurden.

Die Lehmform mußte zweiteilig angefertigt werden. Eine Hälfte umschloß die Reliefseite mit den Rändern des Flügels, und die andere Hälfte deckte die Rückseite ab, wobei sie über die Ränder der vorderen Formhälfte faßte. Nach dem Trocknen erfolgte das Ausschmelzen des Wachses und das mühelose Entfernen der Bohle. Dann wurde die Form zusammengesetzt, in die Grube gesenkt, dort gebrannt und schließlich verdämmt. Nach dem Guß erfolgte eine vollkommen gleich-

mäßige Auskühlung, die zwar recht lange dauerte, aber jedes Verziehen der Tür ausschloß.

Ganz anders verhielt es sich bei dem ersten Flügel, von dem ich annehme, daß er in der offenen Herdform gegossen worden ist. Dort kühlte die Rückseite sehr viel schneller aus als die Vorderseite, die wegen des Reliefschmuckes ihrerseits sehr unregelmäßig auskühlte. Dadurch traten Spannungen auf, die nicht abgefangen werden konnten. Die Folge war eine starke Verwerfung des Flügels.

Eine Tür mit glatter Fläche, gleich den Mainzer oder Aachener Türen, wäre nach solch einer Verwerfung zweifellos wieder eingeschmolzen worden, da es keine Schwierigkeiten bedeutet hätte, mit Hilfe der Holzmodelle neue Formen herzustellen.

Bei den Bernwardstüren aber schloß sich ein Zweitguß aus. Die Gießer mußten die Verwerfung hinnehmen und flickten die Fehlstellen geschickt aus. Bernward entschloß sich, um mit dem nächsten Flügel besser fertig zu werden, diesen nach altem, bewährtem Prinzip in der Dammgrube zu gießen, wo durch gleichmäßige Auskühlung jede Verwerfung ausgeschlossen war.

Durch den Guß in der Grube erfährt auch die schon erwähnte Holzmaserung ihre Erklärung: Die Formhälfte, die für die Rückseite des Modelles gefertigt wurde, übernahm im Negativabdruck die Maserung der Bohle und übertrug sie bei dem Metallguß auf die Rückseite des Flügels.

Eine ähnliche Erscheinung tritt bei bronzenen Grabplatten auf, wo sich solch eine Maserung an der Frontseite zeigt. In diesen Fällen ist die Grundplatte des Modelles an der Vorderseite nicht mit Wachs geglättet worden.

Die Behebung von Gußfehlern

Bei einem Guß, bei dem das Experiment neben die Erfahrung tritt, lassen sich Gußfehler nicht vermeiden. Fehlstellen, die nicht vom einströmenden Metall ausgefüllt werden, nennt der Fachmann Lunker. Sie treten nach dem Zerschlagen der Form als unangenehme Überraschung zutage und können so umfangreich sein, daß das Gußstück wieder eingeschmolzen werden muß. In weniger schwerwiegenden Fällen behilft man sich durch Ausflicken der Fehlstellen.

Auch Bernwards Gießer verstanden mit viel Geschick die Lunker auszuflicken. Sie gingen folgendermaßen zu Werke: Die Fehlstellen wurden mit Wachs ausgefüllt und entsprechend dem Entwurf neu modelliert und der Umgebung angepaßt. Dann erfolgte die Einformung nur dieser Stellen, das Ausschmelzen des Wachses, das Brennen dieser

Teilform und schließlich der Metalleinguß. Mit dem Überfangguß, wie dieses Verfahren genannt wird, wurde eine mechanische Verbindung zwischen dem Objekt und dem angegossenen Teil hergestellt, die in den meisten Fällen auch hielt. Löste sich hingegen das angegossene Teil, dann wurde es angelötet.

Theophilus beschreibt die Reparatur nach diesem Prinzip in schon bekannter Ausführlichkeit in dem Kapitel über den Guß eines Rauchfasses. Soweit zu übersehen ist, haben wir in dieser Beschreibung die erste schriftliche Dokumentation des Überfanggusses, wodurch das Rauchfaßkapitel von eminenter Wichtigkeit wird. Es heißt da: „Falls infolge Nachlässigkeit oder Zufalls etwas fehlen sollte, verdünne jene Stelle durch Ringsumbefeilen, setze das Fehlende in Wachs auf, lege insbesondere auch Ton darum, lasse ihn trocknen, wärme die Stelle an (wobei das Wachs ausschmilzt, d. Verf.) und gieße Messing darauf, bis, indem der Metallstrom auf die Stelle herabfließt, festhaftet, was du draufgießest. — Falls es nicht recht festhaftet, verlöte es."

Die Gold- und Silberschmiede

Meine bisherigen Ausführungen haben bereits erkennen lassen, mit welchem Eifer und technischem Aufwand in der bischöflichen Werkstatt gearbeitet wurde, und doch sind erst sehr wenige, wenn auch die wesentlichsten Denkmäler, genannt worden: Die Türen, die Säule, die Leuchter und ganz allgemein Glocken und ein Rauchfaß fanden Erwähnung oder Beschreibung. Die zahlreichen, noch heute erhaltenen Kirchenschätze, sicher nur ein kleiner Teil der wirklich geschaffenen, lassen uns aber erkennen, daß in jenen Werkstätten ein unwahrscheinlicher Betrieb herrschte. Zahlreiche liturgische Geräte verließen sie, um in allen Kirchen des Bistums im Gottesdienst Verwendung zu finden. Dabei wurde, wenn angängig, jede materielle Beschränkung vermieden; denn es gab genug Anreize und Vorbilder, das Haus Gottes prächtig auszugestalten. Hat nicht schon David in diesem Sinne geeifert? Ich zitiere ihn aus dem Vorwort zum dritten Buch der Schedula: „Herr, ich habe geliebt den Schmuck deines Hauses." David habe damit ausdrücken wollen, meint Theophilus, daß er die „Ausschmückung des Hauses Gottes, der Stätte des Gebetes, innig gewünscht habe. Er habe auch in frommer Betrachtung erkannt, daß Gott erfreut werde durch solchen Schmuck." Theophilus schließt deshalb sein Vorwort mit folgenden zündenden Worten: „Auf denn, wackerer Mann, glücklich vor Gott und den Menschen in diesem, noch glücklicher im zukünftigen Leben, durch dessen Arbeit und Eifer Gott so viele Opfer dargebracht werden, gehe nun mit noch größerer Kunstfertigkeit vor, und was bis-

her noch an Geräten für das Gotteshaus fehlt, mach dich mit dem ganzen Schwung deiner Seele daran, sie zu vervollständigen, ohne die die göttlichen Mysterien und die Verrichtung der Ämter nicht bestehen können."

In dieser Aufforderung an die Künstler und Handwerker sind die Motive klar aufgezeichnet, und ist die Verpflichtung zu immerwährendem Suchen nach neuen Methoden und immer weiterer Verbesserung der bekannten Verfahren an die Meister herangetragen. Theophilus selbst wollte diesen Aufgaben dienen, was ihm glänzend gelang. Fahren wir deshalb fort, seinen Handwerkern zuzuschauen, und wenden wir uns zunächst den Silberschmieden zu.

Das Silberschmieden

In etlichen Kapiteln hat Theophilus die Entstehung zweier silberner Kelche beschrieben. Dabei läßt sich erkennen, daß keine willkürliche Arbeit geleistet wurde, sondern daß sie von vornherein einer planmäßigen Gesetzmäßigkeit unterworfen war. Alle Elemente der Kelche standen in einem klaren Verhältnis zueinander. So wurde schon bei der Teilung des Silbers genau festgelegt, wieviel Metall jeweils zur Kuppa, zum Fuß und zur Patene verarbeitet werden sollte.

Das Verhältnis sah die Hälfte des Metalls für die Kuppa vor, während die andere Hälfte zu gleichen Teilen für Fuß und Patene verarbeitet wurde. Alle drei Quanten wurden in eisernen Gießformen zu kreisrunden, dicken Blechen, sog. Planschen, gegossen (Bild 9).

Die Gießeisen bestanden aus zwei eisernen Platten, die durch einen Ring auf geringen Abstand gehalten wurden.

Der größere der Planschen, für die Kuppa vorgesehen, wurde ausgeschmiedet und aufgetieft bzw. aufgezogen. Das geschah mit Geräten und Werkzeugen, wie sie heute noch in jeder Silberschmiede üblich sind. Die durch die Hammerschläge entstandenen Unebenheiten der Oberfläche wurden im Inneren ausgeschabt und außen durch Bearbeitung mit Feilen beseitigt.

Der Fertigungsprozeß des Fußes entsprach im Prinzip zunächst dem der Kuppa, jedoch wurde das Material sehr viel mehr beansprucht, was mehr als dort wiederholtes Ausglühen des Metalles erforderte. Dadurch wurde es wieder geschmeidig und verlor die durch das Schmieden hervorgerufene Sprödigkeit.

Die endgültige, sehr diffizile Bearbeitung des Fußes wurde mittels Punzen durchgeführt, wozu er mit Treibpech gefüllt wurde. Das Punzen selbst beschreibt Theophilus wie folgt: „Halte besagten Fuß in deiner linken Hand und in der rechten eine flache Punze. Lasse den Jungen

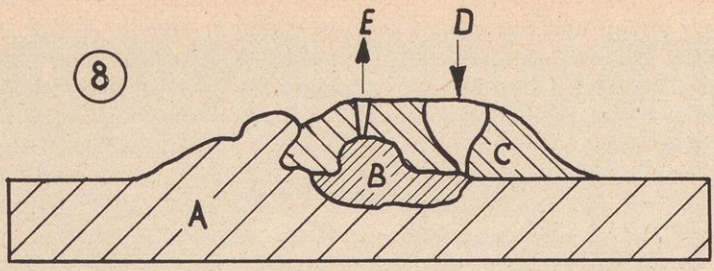


Bild 8 Der Reparaturguß nach Theophilus (Überfangguß). A = das fehlerhafte Gußstück, B = die Ergänzung in Wachs, C = die Form für die Ergänzung, D = Eingußtrichter, E = Entlüftungskanal.

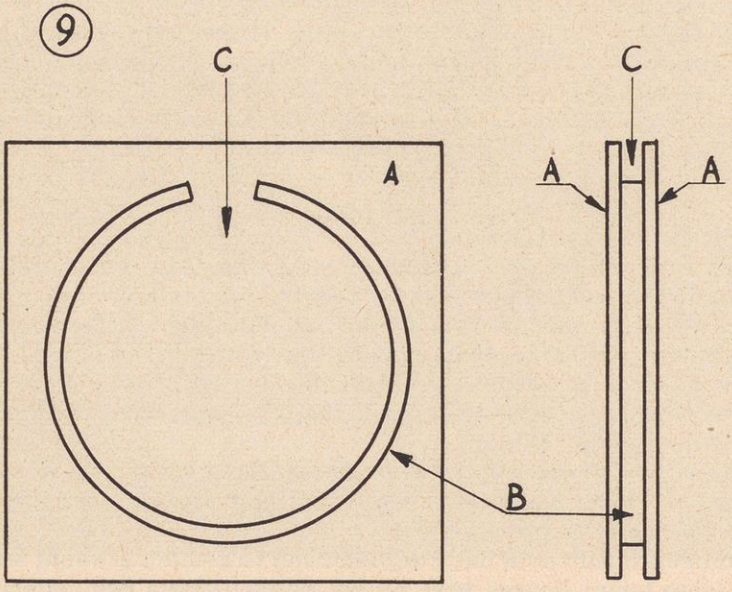


Bild 9 Die Planschenform aus Eisen nach Theophilus. A = die Seitenbleche, B = Eisenring, C = Öffnung für den Metalleinguß.

neben dir sitzen und mit einem kleinen Hammer auf die Punze schlagen, wo du sie jeweils ansetzest." — Nach der „Montage" des Kelches und dem Schmieden der Patene erfolgte das Polieren mit einem geschliffenen Eisen, dem eine weitere und letzte Politur mit Lappen und Kreide folgte.

Das Treiben und Drücken

Ehe ich die Veredelungsverfahren beschreibe, wie sie Theophilus im Zusammenhang mit der Kelchherstellung schildert, möchte ich noch weiter auf die Metallverformung eingehen.

Neben der Verformung mit dem Hammer, also der kräftigen Schmiedearbeit, kann das Metall auch feinere Bearbeitung, durch Treiben, Drücken oder Pressen erfahren.

Treiben und Drücken erfolgt zumeist unter Zuhilfenahme von Treibpech, von Theophilus „Tenax" genannt. Es bestand aus Ziegelmehl, Pech und Wachs.

Zu dieser Verformung wurden die Bleche gleichmäßig sehr dünn ausgeschmiedet und die gewünschten Ornamente resp. Figuren aufgezeichnet. Dann erfolgte die Bearbeitung mit dem Hammer direkt oder mittels Punzen auf dem Kittblock.

Bei der Drückarbeit wurden die Motive zunächst von hinten her tief aufgewölbt. Dann erfolgte an der Vorderseite, ähnlich wie beim Treiben, die Feinarbeit, das Nachziselieren durch Hämmern oder Punzen.

Immer wieder mußten die Bleche geglüht werden, und immer wieder waren sie sorgfältig mit Treibkitt zu füllen.

Das Pressen

Das Pressen des Metalles geschah in sog. Gesenken. Das waren Eisen, in die Motive mit Sticheln negativ eingraviert worden waren. Das Gesenk wurde auf den Amboß gelegt, darauf ein entsprechend zurecht geschnittenes dünnes Blech und schließlich ein dicker Bleistreifen. Mit wuchtigen Hammerschlägen auf das Blei wurde das Blech in das Gesenk gepreßt, wodurch es das dort eingravierte Motiv übernahm.

Ich möchte annehmen, daß auf diese Weise nicht nur Medaillons hergestellt wurden, wie wir sie z. B. auf Kelche aufgelötet finden, sondern vor allem auch die Brakteaten.

Schließlich muß noch das Ziselieren und Gravieren erwähnt werden. Mit Hilfe feiner Punzen bzw. Stichel wurden letzte Feinheiten angebracht oder Motive eingegraben, in die unter anderem Emaille oder Niello eingeschmolzen werden konnten.



Bild 10 *Bernhardskelch, 8 cm hoch, 6,1 cm ⌀, Domschatz Hildesheim*

Die Veredelungsverfahren

Das Plattieren

Die Veredelung der liturgischen Geräte spielte auch damals eine erhebliche Rolle, weshalb ich näher darauf eingehen werde. Um edle Metalle sparsam verarbeiten zu können, gab es verschiedene Methoden. Eine davon begegnet uns z. B. heute in der Industrie als weitverbreitetes Veredelungsverfahren: die Plattierung.

Wenn wir unsere Zehnpfennigstücke aufmerksam betrachten, können wir das Prinzip der Plattierung gut erkennen.

Nach Theophilus wurden zwei gleich große und gleich dicke Bleche, eines aus Gold und eines aus Silber, mit Goldlot zusammengelötet. Dann wurden sie gemeinsam zu einem dünnen Blech ausgeschmiedet, das beliebig zu verarbeiten war.

Eingehende Beschreibung erfahren bei Theophilus die Techniken, mit deren Hilfe fertige Geräte aus einfachem Material, wie etwa ein Kelch, in prunkvolle und kostbare Kleinodien verwandelt wurden (Bild 10). So schildert er die Ausschmückung eines silbernen Henkelkelches, ähnlich dem um 1150 entstandenen Pontifikalkelch in St. Godehard. Der Kelch erhielt nicht nur zwei kunstvoll gegossene Henkel angenietet, sondern er wurde nielliert, emailliert und vergoldet.

In Verbindung mit anderen Geräten beschreibt Theophilus das Schleifen und Fassen der Edelsteine, das Fassen von Gemmen, Kameen und Perlen, so wie wir es am Bernwardskreuz, dem Bernwardsevangeliar, der Krone des Oswaldreliquiars und vielen anderen Schätzen unserer Kirchen finden.

Die Feuervergoldung

Die am häufigsten angewendete Form der Veredelung war eine Vergoldung, die heute noch als Feuervergoldung bekannt ist, jedoch wegen ihrer schädigenden Auswirkung auf die Gesundheit im Handwerk nur wenig praktiziert wird.

Eine Feuervergoldung erfuhren, wie schon erwähnt, auch die Bernwardsleuchter, wobei es hier bei der Beschreibung des technischen Vorganges gleichgültig bleiben mag, ob die Leuchter ganz oder nur teilweise vergoldet waren.

Die Feuervergoldung erfolgt mit dem sog. Goldamalgam, einem Gemenge aus Gold und Quecksilber, wobei das Quecksilber lediglich als Goldträger fungiert.

Die Herstellung des Amalgam war bereits in der Antike bekannt und gebräuchlich. Nach Theophilus wurde es auf verschiedenen Wegen aus einem Teil Feingold und acht Teilen Quecksilber hergestellt.

1. Verfahren: Das zerkleinerte Gold wurde mit Quecksilber zusammen in einen rotglühenden Tiegel gebracht und mit einem ebenfalls rotglühenden Rührhaken solange zerrührt, bis das Gold vom Quecksilber restlos gelöst, nicht aber geschmolzen war. Dieses Gemenge wurde in Wasser abgeschreckt, sorgfältig gewaschen und auf Leinentüchern getrocknet.
2. Verfahren: Gold und Quecksilber wurden in einem Steinmahlwerk unter Zusatz von Sand und Wasser drei bis vier Stunden lang zerrieben. Anschließend erfolgten auch hier Waschen und Trocknen. Das Amalgam wurde bis zur Verwendung in Gänsefederkielen aufbewahrt.

Der Auftrag des Amalgam erfolgte mit einem „Vergolderkupfer", einem kleinen, stichelähnlichen Gerät aus Kupfer, dessen Spitze vorher kräftig mit Quecksilber eingerieben worden war.

Bevor aber der Auftrag des Amalgam erfolgen durfte, erhielt das zu vergoldende Werkstück eine Vorbehandlung mit warmem Quickwasser, das damals aus Wasser mit Weinstein, Salz, Quecksilber und ein wenig feingemahlenem Gold bestand.

Auch an dieser Stelle möchte ich wieder Theophilus zitieren, um erkennen zu lassen, mit welcher Sorgfalt die Vergolder zu Werke gingen: „. . . so nimm die silbernen Henkel (Kelchhenkel, d. Verf.) zur Hand, tauche einen zusammengefalteten Leinenlappen in die warme Anmachung (Quickwasser. D. Verf.) und reibe damit alle Stellen an ihnen, die du vergolden willst. Wenn sie anfangen, sich mit Quecksilber zu überziehen, erwärme sie über den Kohlen und reibe sie mit der mit besagter Anmachung benetzten Bürste aus Schweineborsten kräftig, bis alle Vertiefungen vom Quecksilber weiß werden, sie abwechselnd erwärmend und reibend. Wohin du aber mit der Bürste nicht reichen kannst, reibe die Anmachung mit dem Vergoldekupfer und einem dünnen Hölzchen ein. Und zwar tue dies über einer hölzernen Vergolderschale, die für ein kleines Werkstück geräumig gedrechselt, für ein großes viereckig ausgehöhlt und eben sein soll.

Dann schneide über besagter Schale die Vergoldemasse (Amalgam. D. Verf.) mit dem Messer in Stücke und trage sie mit dem Vergolderkupfer sorgfältig überhin auf, verstreiche sie gleichmäßig mit der nassen Bürste (Schweineborsten, d. Verf.), fasse die Henkel mit einer langen, dünnen, am Vorderende mit zwei Lappen umwickelten Zange, halte sie über die Kohlen, bis die Vergoldermasse warm wird und verteile sie wiederum mit der Bürste. (Man nennt diesen Prozeß, in dem das Quecksilber verdampft, „abrauchen". D. Verf.)

So verfahre so lange, bis das Gold überhin haftet. Schneide dann zum zweitenmal Vergoldermasse zurecht, trage sie auf mit dem Feuer und der Bürste wie oben. Auch ein drittes Mal verfahre ebenso. Wenn

nach dem dritten Mal das Gold zu trocknen beginnt, reibe es mit der trockenen Bürste sorgsam überhin, und erwärme und bürste wiederum, bis es anfängt, gelb zu werden. (Das Quecksilber ist verdampft. Der Verfasser.)

Sollte sich aber infolge Nachlässigkeit irgendeine Fehlstelle auf dem Silber zeigen, an der das Gold zu dünn und ungleichmäßig aufgetragen ist, so trage mit dem Vergolderkupfer neues auf und verteile es mit der trockenen Bürste, bis es überhin gleich dick ist. Wenn du dieses siehst, tue den Henkel ins Wasser, scheuere ihn mit der reinen Bürste, halte ihn wieder über die Kohlen und tue das so lange, bis er ganz gelb wird."

Dann erfolgte das Polieren mit weichen Messingbürsten im Wasser.

Heute wird im allgemeinen die galvanische Vergoldung der Feuervergoldung vorgezogen. Letztere ist jedoch widerstandsfähiger und gibt ein besseres Aussehen des vergoldeten Gegenstandes, weshalb sie vor allem noch dann angewendet wird, wenn der vergoldete Gegenstand dem Wetter oder sonstiger starker Beanspruchung ausgesetzt werden soll.

In Handwerksbetrieben wird die Feuervergoldung wegen ihrer umständlichen Prozedur, vor allem aber wegen ihrer starken gesundheitsschädigenden Wirkung nicht so oft durchgeführt. Die Sicherheitsbestimmungen schränken ihre Verwendung empfindlich ein. Seit der Antike bereits sind die schädlichen Dämpfe des Quecksilbers, wie sie bei der Herstellung des Amalgam, vor allem aber bei der Vergoldung selbst auftreten, bekannt.

Theophilus empfahl, die einschlägigen Arbeiten nicht bei nüchternem Magen durchzuführen, da sonst verschiedene Krankheitszustände hervorgerufen werden könnten. Zu deren Bekämpfung aber empfahl er Zitwer, Lorbeere, Pfeffer, Knoblauch und Wein.

Mitte des 14. Jh. heißt es: „Der Rauch von dem Koecksilber ist den Gliedern gar schad und verderbt die Adern und macht die Lider süchtig mit dem Sichtum, der Paralise haist, und also verderbt es manchen Goltsmit und manchen Gesmeidkünstler."

Im Zusammenhang mit den Bernwardsleuchtern ist wiederholt die Teilvergoldung erwähnt worden. Sie erfolgt ebenfalls im Feuer. Um bei der Erwärmung des Werkstückes zu verhindern, daß sich das Amalgam überallhin verteilt, müssen alle Flächen, die nicht vergoldet werden sollen, vorher abgedeckt werden.

Theophilus schrieb dafür eine Masse vor, die aus feingemahlenem Ton, Salz und mäßig steifer Bierhefe herzustellen war.

Das Niello

Weiter findet sich an den Bernwardsleuchtern eine Technik angewendet, die sich zu allen Zeiten weiter Verbreitung erfreute und noch erfreut, das Niello. Es steht in schwarz-glänzendem Kontrast zum hellen Silber.

Soll ein silbernes Werkstück einen Nielloschmuck erhalten, dann werden zunächst die gewünschten Motive in die Oberfläche eingetieft, indem sie herausgemeißelt oder eingraviert, heute auch eingeätzt werden. In diese Vertiefungen wird das Niello eingeschmolzen.

Nach Theophilus wurde Niello aus Silber, Schwefel, Kupfer und Blei zusammengeschmolzen und in eine eiserne Form gegossen (Bild 9). Nach dem Ausformen wurde es auf warmem Wege foliendünn ausgeschmiedet und unter Wasser zerrieben. Anschließend wurde das Reibgut zu feinem Pulver getrocknet, das im Bedarfsfalle in die Vertiefungen des Werkstückes eingefüllt wurde. Im Schmiedefeuer erfolgte das Schmelzen, das „Einbrennen" des Niello, was mehrfach wiederholt wurde, bis die Vertiefungen gleichmäßig ausgefüllt waren. Anschließend wurde das gesamte Werkstück poliert, wodurch sich der Kontrast zwischen dem schwarzen Niello und dem weißen Silber kräftig hervorhob.

Das Email

Weitaus bekannter als das Niello ist eine ebenfalls einzuschmelzende Oberflächenverzierung, das Email.

Es begegnet uns zu Bernwards Zeiten in zwei Ausführungen: als Grubenschmelz und als Zellenemail. Ersteres wird auch Champlevé, letzteres Cloisonné genannt.

Das Prinzip des Email beruht darauf, daß geschmolzene Glasmasse, die mit Metalloxyden verschieden eingefärbt sein kann, auf Metall aufgetragen wird.

Beim Grubenschmelz nun und beim Zellenemail wird der Glasfluß in bestimmte, abgegrenzte Flächen gefüllt. Nach dem Erstarren und Schleifen ergeben die metallenen Begrenzungsstege und die verschiedenen farbigen Emailflächen Ornamente, Bilder oder Flächenaufteilungen.

Beim Grubenschmelz (Bild 11) sind die Begrenzungsstege beim Ausgraben von flachen Vertiefungen stehen gelassen. Sie sind in der Regel kräftiger und breiter als die Stege des Zellenemail, die aus dünnem Blech geschnitten, den Motiven entsprechend gebogen und auf die zu emaillierende Fläche aufgelötet werden (Bild 12). Der Grubenschmelz wurde bereits in der Antike ausgeübt und gelangte im 12. bis

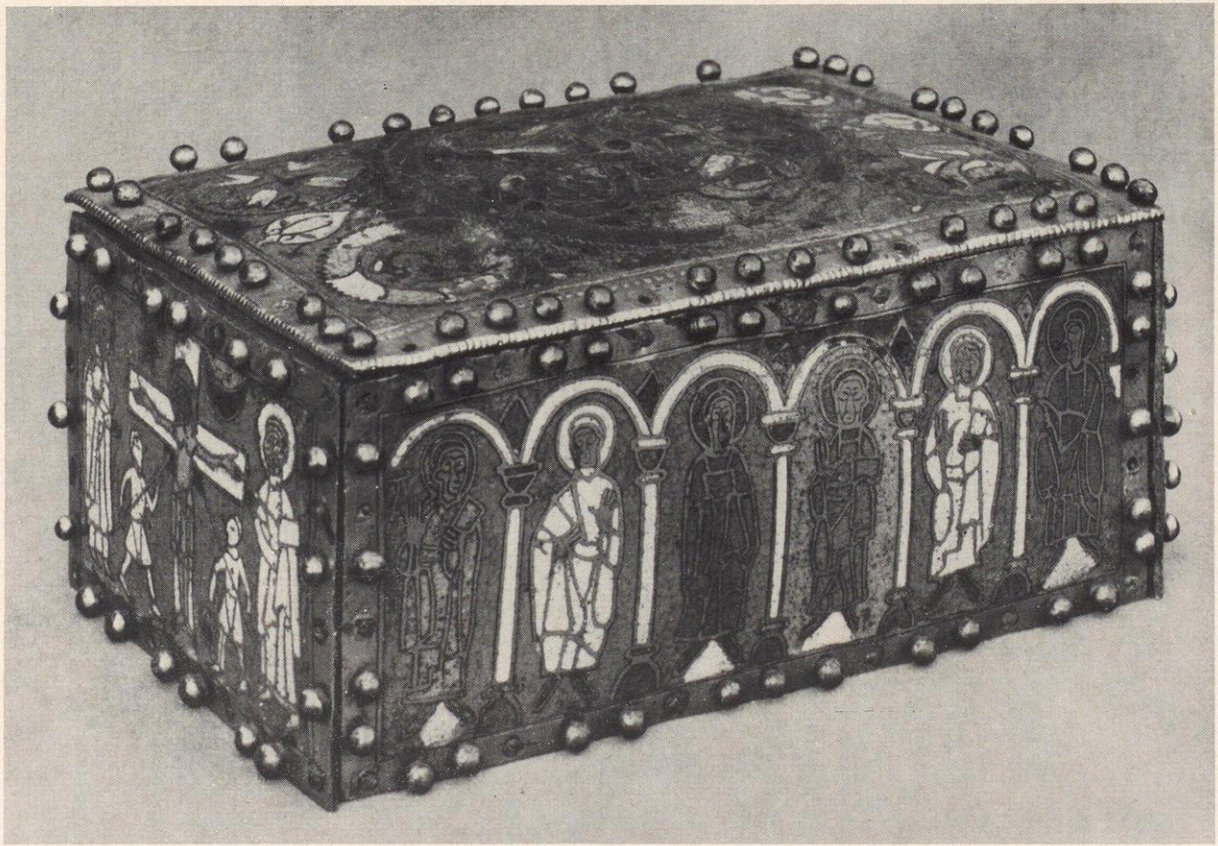


Bild 11 *Reliquienkasten mit Grubenschmelz, 11,5 cm breit, Domschatz Hildesheim*

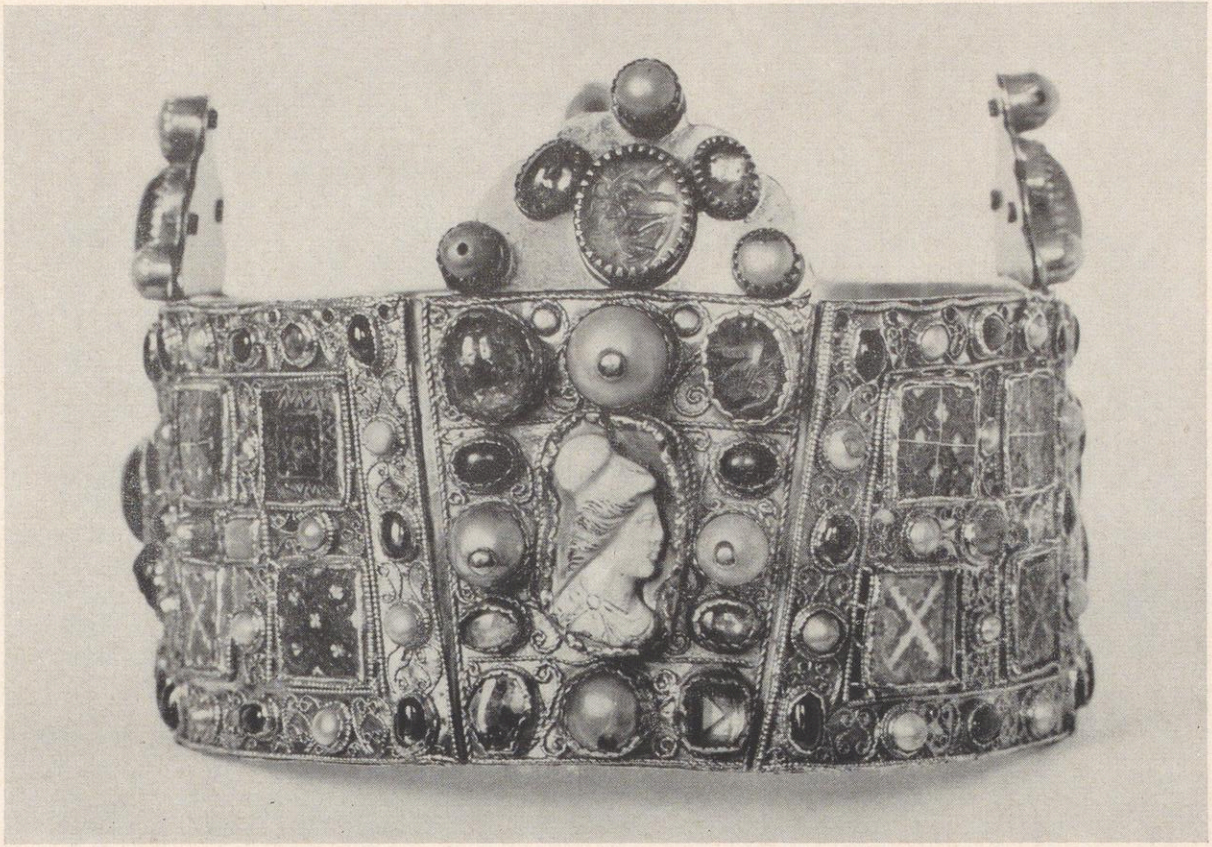


Bild 12 Krone der hl. Adelheid zum Oswaldreliquiar, in den Seitenfeldern aufgelötete Kästchen mit Zellenemail, Domschatz Hildesheim

13. Jh. vorwiegend am Rhein und im östlichen Frankreich zu größter Blüte.

Das Zellenemail scheint dagegen erst in Byzanz erfunden worden zu sein, wo es sich vor allem im 10. und 11 Jh. großer Beliebtheit erfreute.

In Deutschland wurde es vermutlich durch die Gemahlin Ottos III. eingeführt, so daß es uns nicht zu wundern braucht, wenn sich Bischof Bernward nachdrücklich auch dieser neuen Kunst annahm.

Theophilus beschrieb in seiner Schedula die Herstellung des Zellenemail nach byzantinischem Verfahren. In dieser Beschreibung hören wir nur von der Emaillierung sehr kleiner Flächen innerhalb kleiner Kästchen, die kaum größer als Edelsteinfassungen waren und wie jene auf die Oberfläche der zu schmückenden Gefäße und Geräte aufgelötet wurden.

Er verfuhr folgendermaßen: In kleine Kästchen aus Goldblech setzte er Goldstreifen, die zu Ornamenten gebogen waren. Er klebte sie mit Mehlkleister fest. Dann wurden sie in einem Arbeitsgang vorsichtig angelötet.

Die Brocken der verschieden gefärbten Glasarten hielt er über das Feuer, bis sie in Fluß gerieten. Dann goß er sie in Wasser, wo sie zersprangen. Die so gewonnenen kleinen Teile zerrieb er zu Glasmehl, welches er in die Zellen der Kästchen füllte und bei 750 bis 800 Grad schmelzen ließ. Das wiederholte er so oft, bis die Zellen gefüllt waren.

Zum Schleifen und Polieren wurde das Schmelzkästchen in einem Stück Wachs befestigt (wohl Treibpech) und auf nassem Sandstein so lange geschliffen, bis die Goldstege sichtbar wurden. Die Politur erfolgte in zwei Stufen, zunächst auf einer Bleiplatte und dann auf Bocksleder in Ziegelmehl, das mit Speichel angefeuchtet wurde.

Das Schleifen von Edelsteinen

Den gleichen Schleif- und Poliergang wie beim Email schrieb Theophilus für Edelsteine vor. Über den Ursprung der Edelsteine war er sich offenbar nicht im klaren. Vom Bergkristall sagte er z. B.: „Der Kristall ist zu Eis erstarrtes Wasser, das weiter durch viele Jahre zu Stein erhärtet ist."

Weiter erwähnt Theophilus Onyx, Beryll, Smaragd, Jaspis und Chalzedon sowie Gemmen und Kameen (Bild 12).

Die Vielfalt der Anwendung von Schmuck- und Edelsteinen, ihr Schliff und ihre Fassung können wir an vielen Kunstwerken der Bernwardszeit erkennen. Erinnert sei an das Bernwardskreuz oder an die Krone zum Oswaldreliquiar.

Bei der Betrachtung der Steine zeigt sich, daß die Schleifer offenbar in vielen Fällen weitgehendst der naturgegebenen Form der Steine gefolgt sind.

Wenn es erforderlich wurde, haben sie auch Edelsteine zersägt. Sie bedienten sich dabei einer Lade mit eisener Säge unter Zuhilfenahme von Sand und Wasser. In jedem Falle, daran sei erinnert, ließen sie die Zeit mitarbeiten, und einer der wichtigsten Helfer war die Geduld!

Die Durchbohrung eines Knaufes aus Bergkristall z. B., wie er sie für die Kurvatur eines Bischofsstabes benötigte, führte Theophilus folgendermaßen durch: Ein reichlich dicker Stab wurde der Kugel entsprechend ausgehöhlt und diese mit Hilfe von Wachs hineingekittet.

Mit einem Spitzhammer wurde bis zur Mitte der Kugel vorsichtig ein Loch gepickt, ein Vorgang, der sich nach dem Umkitten der Kugel von der entgegengesetzten Seite her wiederholte. War der Durchbruch vollzogen, mußte mit Kupferdraht und scharfem Sand die Bohrung größer geschliffen werden. Dabei wurde zu immer dickeren Drähten gegriffen. Die Politur der Bohrung schließlich wurde mit Bleidraht und Ziegelmehl durchgeführt. Zahlreiche so durchbohrte Bergkristallkugeln befinden sich am Godehardschrein in Hildesheim.

Bemerkenswert ist Theophilus' Hinweis, daß Gemmensteine während des Schnittes immer wieder in das Blut eines zwei- bis dreijährigen Bockes zu legen seien.

Perlen endlich, deren Verwendung sich ebenfalls mannigfach nachweisen läßt, finden sich, wie Theophilus schreibt, „in Muscheln des Meeres und anderer Gewässer. Man durchbohrt sie mit einem spitzen, verstählten Werkzeug — — —".

Den feinen Bohrer dazu betrieb er mittels einer Holzspindel, die durch eine Bleischeibe und Riemenspannung ihren Schwung erhielt. Man kann sich die Anwendung des sog. Dreul noch heute in jeder Goldschmiedewerkstatt vorführen lassen.

Zur Erweiterung der Bohrung in der Perle wurde, wie bei den Steinen, Draht mit Sand verwendet. Der Draht wurde mit den Zähnen und der linken Hand gehalten, während die Perle mit der rechten Hand geführt wurde.

Offenbar konnte man der Anfrage nach echten Perlen nicht gerecht werden, weshalb Theophilus eine Anweisung zur Herstellung künstlicher Perlen gibt: „Man zerschneidet auch die Schalen (d. Verf.) von Meermuscheln und feilt daraus Perlen, auf Gold recht brauchbar, und poliert sie wie oben" (mit Ziegelmehl also, d. Verf.).

Sehr kräftig springen die Steinfassungen (Bild 12) ins Auge. Ihre Herstellung und Anbringung läßt sich an den Objekten einwandfrei

erkennen. Auch hierzu gibt Theophilus eine klare Schilderung: Zunächst beschreibt er die Anfertigung von Perldrähten. Die Drähte selbst wurden in Zieheisen auf die gewünschte Stärke gebracht und dann entweder mit Spezialfeilen, die eine den Kugeln entsprechende Längsrille aufwiesen, zum Perlstab gefeilt (Bild 13) oder zwischen zwei genau aufeinander passende Eisen (Bild 14) geschlagen, die jedes mit halbkugeliger Vertiefung versehen war. Im dritten Arbeitsgang wurden die Perldrähte in Abständen von ca. 5 mm auf ein dünnes Goldblech gelötet, das immer an einem Perldraht entlang in Streifen geschnitten wurde. Diese Streifen bog man der Form der Steine entsprechend und lötete sie auf das zu schmückende Gerät. Anschließend wurden die dazu passenden Steine eingefügt und die Kästchenränder fest an dieselben angedrückt.

Auf diese Weise wurden nicht nur Steine, sondern auch Gemmen, Kameen, Cloisonnékästchen und Perlen gefaßt. Letztere wurden jedoch meistens durch vernietete Stifte (Bild 12) gehalten.

In schier überladener Fülle, funkelnd und glitzernd, bieten sich uns zahlreiche Kleinodien im Hildesheimer Domschatz dar. Sie sind Zeugen für die Genialität Bernwards und seinen Willen, seinen Schöpfer zu verherrlichen. Er bot dazu nicht nur edelste Metalle und kostbare Steine dar, sondern vor allem die Fülle und Ideen, die er seinen Künstlern und Meistern gab. Deren Werke gebührend zu würdigen, war ein besonderes Anliegen dieser Arbeit. Sie soll weiter daran erinnern, daß alle diese Meister niemals hätten zu Hildesheims Ruhme beitragen können, wenn nicht ein Größerer, ihrer aller Meister, gewesen wäre: BERNWARDUS PRESUL FECIT HOC!

Bernward hat schließlich all dieses in so herrlicher Weise gestaltet.

Literaturnachweis

Abbas, Handbuch der Metallgießerei, Weimar 1875.

Abtei Maria Laach, Benediktinisches Klosterleben, Berlin 1929.

Adamski, Die Christussäule, in „Festschrift zum Bernwards- und Godehardsjubiläum" (Hildesheim 1960), 191-201.

Agricola, De re metallica, Basel 1621.

Algermissen, Die Bernwardsleuchter, in „Festschrift zum Bernwards- und Godehardsjubiläum" (Hildesheim 1960), 88-110).

Ders., „Die Erztüren Bernwards", ebd. S. 150-190.

Allendorf, Präzisionsgießverfahren mit Ausschmelzmodellen, Leipzig 1956.

Bossert, Geschichte des Kunstgewerbes, Berlin 1929.

Beckmann, Kurze Geschichte der merkwürdigsten Entdeckungen und nützlichsten Erfindungen in allen Wissenschaften und Künsten, Osnabrück 1784.

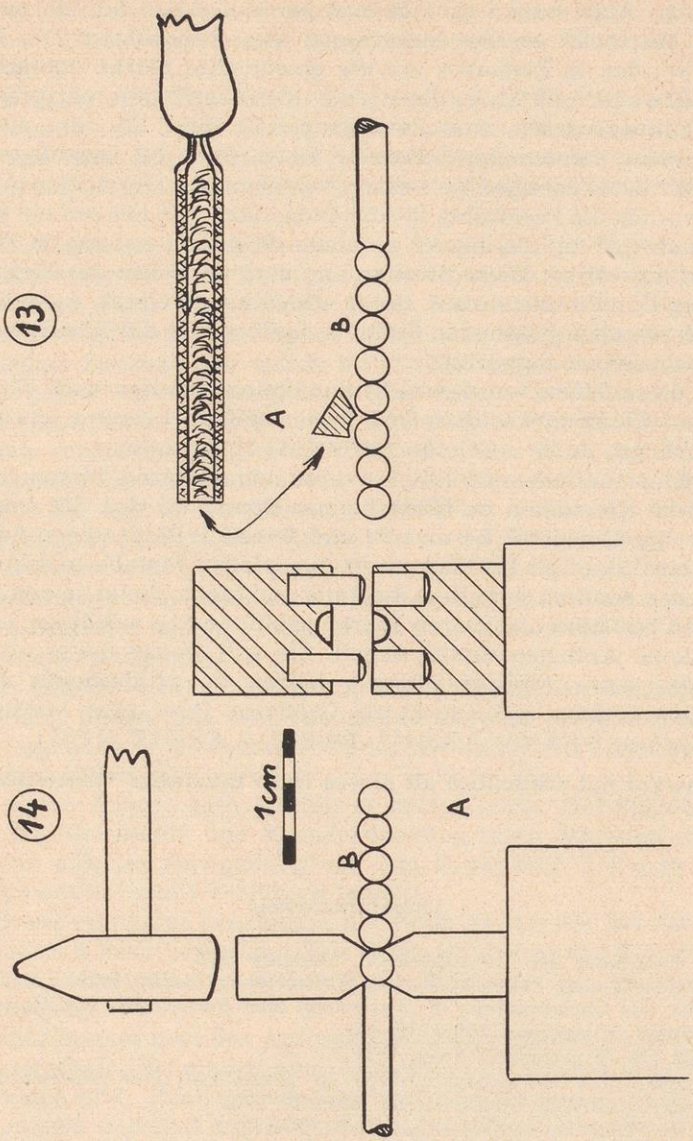


Bild 13 *Feilen eines Perldrahtes nach Theophilus. A = Profilfeile, B = Perldraht.*
Bild 14 *Schlagen eines Perldrahtes nach Th. A = Formeisen, B = Perldraht.*

Biringuccio, Pirotechnia, übers. u. erl. von Otto Johannsen, Braunschweig 1925.
Bock, Die Goldschmiedekunst des Mittelalters, Köln 1855.
Boffrand, Description de ce qui a eté practiqué pour fonder en bronze d'un seul jet la figure équestre de Louis XIV., Paris 1743.
Cellini, Trattati dell'oreficeria e della sculptura, Firenze 1568, übers. Brinkmann, Leipzig 1867.
Engfer, Die bernwardinischen Kreuze, in „Festschrift zum Bernwards- und Godehardsjubiläum" (Hildesheim 1960), 75-87.
Feldhaus, Die Technik der Antike und des Mittelalters, 1931.
Gauricus, De sculptura, Florentiae, 1504, übers. Brockhaus, Leipzig 1886.
Glück, Die Gelbgüsse des Ali Amonikoyi, Heidelberg 1951.
Goldschmiedt, Die deutschen Bronzetüren des frühen Mittelalters, Marburg 1926.
Harzer, Die Glockengießerei mit ihren Nebenarbeiten, Weimar 1854.
Ippel, Der Bronzefund von Galjub, Berlin 1922.
Jacob-Friesen, Der Bronzeräderfund von Stade, Berlin 1927.
Kluge, Die antiken Großbronzen, Berlin-Leipzig 1927.
Krünitz, Ökonomische Encyclopädie, Berlin 1789.
Lüer, Technik der Bronzeplastik, Leipzig 1902.
Mariette, Description des travaux qui out précedé accompagné et suivi la fonte en bronze d'un seul jet de la statue équestre de Louis XV., Paris 1768.
Möller, Die Metallkunst der alten Ägypter, Berlin 1924.
Oldeberg, Metalltechnik und der Frühhistorik Tid. 1942-1943.
Roeder, Ägyptische Bronzewerke, Glückstadt-Hamburg-New York 1937.
Roeder, Ägyptische Bronzefiguren, Berlin 1956.
Rosenberg, Geschichte der Goldschmiedekunst auf technischer Grundlage, Frankfurt a. M., 1910-1921.
Schmidt, Die Luren von Daberkow, 1915.
Theophilus, Schedula diversarum artium, übers. und gedeutet von Theobald, Berlin 1933.
Uhlenhuth, Vollständige Anleitung zum Formen und Gießen, Wien-Leipzig 1928.
Weber, Die Kunst des Bildformens und Gypsgießens, Weimar 1872.
Wesenberg, Bernwardinische Plastik, 1955.
Wuttig, Die Kunst, aus Bronze, kolossale Statuen zu gießen, Berlin 1814.

Was enthält der Epiphanius-Schrein?

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Bei dem schweren Bombenangriff auf Hildesheim am 22. März 1945 wurde auch die Confessio unter dem Kreuzaltar des Hildesheimer Domes, dem eigentlichen Volksaltar („altare ante vultum"), zerstört, in welcher Bischof Othwin im Jahre 963 die Gebeine des hl. Epiphanius beigesetzt hatte, damit die Gläubigen dort in Ruhe und Stille zu ihrem heiligen Patron beten konnten. Der Raum vor der Grabstätte des Heiligen lag in einem geheimnisvollen Halbdunkel und war recht klein, reichte nur für etwa zwei bis drei Beter aus. Das mag der Grund dafür gewesen sein, weshalb die Überreste des heiligen Dompatrons kurz vor dem Jahre 1200 durch Bischof Konrad I. (1194-98) in jenen kostbaren Schrein gelegt wurden, den dieser Bischof, der Sohn des Burggrafen Burchhard von Magdeburg und kaiserlicher Kanzler unter Heinrich VI. (1190-97), der Hildesheimer Domkirche geschenkt hatte, und der zu den schönsten Goldschmiedearbeiten der Hildesheimer Domschule gehört. Bischof Konrad I. hatte dem Dom noch einen zweiten kostbareren Schrein geschenkt, in welchem er die Gebeine des hl. Godehard barg.

Beide Schreine wurden damals in dem Altaraufbau des in der Ostapsis stehenden Choraltars, rückwärts rechts und links vom Tabernakel des Altartisches des Choraltars, aufgestellt, und zwar in der Art, daß jeweils die eine der Stirnseiten beider Sarkophage in der Front des Choraltares stand. Als man rund 470 Jahre später (1665) hinter dem Choraltar eine kleine, nur den äußersten, schmalen, östlichsten Teil der Apsis füllende Sakristei einrichtete, wurden beide Schreine oberhalb der beiden Sakristeitüren, rechts und links vom Choraltar aufgestellt. Diese Lage war hinsichtlich der Verehrung beider Heiligen eine recht ungünstige. Im zweiten Weltkrieg hat der damalige Domdechant Clemens Stolte mit großer Sorgfalt und Mühe beide Schreine wie auch den gesamten Domschatz durch eine kluge Auslagerung gesichert und vor dem Untergang bewahrt.

Die Confessio des hl. Epiphanius, die von Othwin errichtet war, hatte den Dombrand des Jahres 1013 wie den vom 23. März 1046

überstanden. Als sie aber seit Ende des 12. Jahrhunderts aufgehört hatte, eine Gebetsstätte vor dem Grabe des Heiligen zu sein, verlor sie ihre Bedeutung, wurde später zur Krypta hin abgetrennt, geriet in Vergessenheit und ist erst im Jahre 1896 vom damaligen Hildesheimer Domkapitular Dr. Adolf Bertram, dem späteren Hildesheimer Bischof und Breslauer Erzbischof und Kardinal, wieder entdeckt worden. Bei der Verbombung am 22. März 1945 ging sie zugrunde.

Jetzt steht der Epiphaniusschrein nach seiner Restaurierung durch den Hildesheimer Goldschmied Hans Joachim Jüttner, allen Gläubigen und Besuchern sichtbar, unter dem Hochaltar des Domes. Es ist nicht die Stätte der alten Confessio; aber sie liegt ihr weit näher als die Stelle, an der er früher oberhalb des Choraltares stand. Auch den Gläubigen, die im Dom beten, ist er näher gerückt. Aber diese möchten selbstverständlich auch wissen, was an Reliquien in diesem Schrein geborgen ist. Den Schrein selber sowie das Leben des hl. Epiphanius und die Art und Weise, wie seine Gebeine unter Bischof Othwin nach Hildesheim kamen und der heilige Bischof von Pavia in Italien Patron unseres Domes wurde, habe ich im 24. Jahrgang vorliegender Zeitschrift (1955) 1-34 eingehend an Hand der Quellen beschrieben. Auf einige Tatsachen sei hier kurz hingewiesen, ehe ich über den Inhalt des Schreines spreche.

Epiphanius stammte aus Pavia in Norditalien, einer keltischen Siedlung in der Nähe der Einmündung des Tessin in den Po, weshalb die Römer den Ort Ticinum nannten. Als im Jahr 466 der hervorragende Bischof Crispinus von Ticinum gestorben war, wählten Klerus und Volk jener Stadt den erst 28jährigen Diakon Epiphanius zu dessen Nachfolger. Von 466 bis zum 21. Januar 496, seinem Todestag, also ein Menschenalter lang, hat Epiphanius in einer der unruhigsten und wildesten Zeiten, da die verschiedensten Germanenstämme ganz Norditalien zu verheeren drohten, nicht nur sein eigenes Bistum in großer Sorgfalt geleitet, sondern weit darüber hinaus durch seinen persönlichen Einsatz die eingesessene Bevölkerung Italiens vor der Vernichtung bewahrt. Deshalb wurde ihm der Ehrentitel „pacificator Italiae" („der Friedensstifter Italiens") zuteil. Bezeichnend für seine Regierungszeit als Bischof von Pavia ist die Tatsache, daß 476 das weströmische Reich zugrunde ging. Bei seinem Tode stand er erst im 58. Lebensjahr. Er war ein Opfer zermürbender Sorge und Güte für alle Bedrohten und Leidenden.

Fünfhundert Jahre ruhte sein Leib in der nach seinem Namen benannten Kirche zu Pavia. Sicher waren nur noch die stärkeren Knochenteile im Grabe vorhanden, als sich 951 der deutsche König Otto d. Gr., Sproß unseres Sachsenstammes aus der Familie der bei Gandersheim

beheimateten Liudolfinger, einer der hervorragendsten Herrscher der deutschen Geschichte, in Pavia zum König von Italien krönen ließ. Von Pavia reiste er nach Rom, wo er am 31. Januar 962 eintraf und am 2. Februar 962 Papst Johannes XII. ihm in der Peterskirche zu Rom die Kaiserkrone aufs Haupt setzte. Wie wenig der vorsichtige, die Verhältnisse ganz real und nüchtern beurteilende Niedersachse den Römern traute, obwohl sie ihn bei seiner Ankunft aufs feierlichste begrüßt hatten, beweist die Tatsache, daß, während er bei der Krönung am Grabe des hl. Petrus kniete, sein Schwertträger Ansfried die ganze Zeit hindurch das gezückte Schwert über seinem Haupt halten mußte. Im Gefolge Ottos war auch der Hildesheimer Bischof Othwin.

Am 14. Februar 962 verließ Otto d. Gr. Rom und begab sich wieder nach Pavia, das er erst Ostern 963 verließ. In den Sommermonaten 962 führte er Kämpfe gegen seine Gegner in Norditalien in der Gegend des Garda- und Comersees und kehrte im Herbst 962 nach Pavia zurück. Der Hildesheimer Bischof Othwin befand sich in seiner Begleitung und wohnte neben der Michaeliskirche, der Krönungskirche der Stadt Pavia.

Um seinen Diözesanen eine besondere Freude zu machen, wurde, auf seine Anregung, von einem seiner priesterlichen Begleiter, dem Hildesheimer Priester Thangward, und einem priesterlichen Begleiter des Mindener Bischofs Landward, Mitte November 962 das Grab der hl. Jungfrau Speziosa geöffnet, deren Gebeine aus dem Grabe herausgenommen und zwischen Hildesheim und Minden aufgeteilt.

In der Nacht zum 22. November, dem Feste der alten heiligen Hildesheimer Dompatronin Cäcilia, öffnete der Hildesheimer Priester Thangward mit anderen Hildesheimer Begleitern das Grab des hl. Epiphanius. Dessen Gebeine wurden dem Grabe entnommen und noch in der gleichen Nacht von Pavia weggeführt und über die Alpen zum Kloster Reichenau gebracht. Damit nicht der Verdacht auf Bischof Othwin fiel, blieb dieser noch einige Zeit beim Kaiser in Pavia. Dann erbat er sich von ihm die Erlaubnis zur Abreise, weil er nicht so lange Zeit von seinen Hildesheimer Diözesanen entfernt sein könne. In Reichenau traf er mit Thangward und den anderen Hildesheimer Begleitern zusammen und zog in Begleitung Reichenauer Mönche nach Hildesheim, wo er am 23. Februar 963 mit seinen heiligen Schätzen unter dem Jubel der Hildesheimer Bevölkerung eintraf. Epiphanius wurde Patron des Hildesheimer Domes.

Was besitzt nun die Hildesheimer Domkirche von diesem heiligen Patron? Im letzten Jahrhundert wurde auf Wunsch des Pfarrers und Propstes der St. Franziskuskirche zu Pavia der Hildesheimer Epiphanius-Schrein geöffnet. Dieser Pfarrer hatte seinen Wunsch im Jahre

1863, also genau neunhundert Jahre nach der Überführung der Gebeine des hl. Epiphanius, dem Hildesheimer Bischof Eduard Jakob Wedekin schriftlich zugesandt. Er wünschte ein Doppeltes: 1. eine Epiphanius-Reliquie aus dem Hildesheimer Schrein; diese wurde ihm 1865 zugesandt, und zwar ein Rippenknochen. Zweitens lag es ihm an einer Klärung der Echtheit der Epiphanius-Reliquien. Er besaß nämlich selber in seiner Franziskuskirche zu Pavia Reliquien des hl. Epiphanius. Daher tauchte bei ihm die Frage auf, ob unter Bischof Othwin wirklich der gesamte Inhalt des Epiphaniusgrabes von Pavia nach Hildesheim gekommen oder nicht damals überhaupt ein Irrtum vorgekommen sei, indem die Hildesheimer Priester in der Aufregung jener Nacht den Inhalt eines ganz anderen Grabes mitgenommen hätten. Deshalb wünschte der erwähnte Pfarrer und Propst von St. Franziskus in Pavia eine genaue schriftliche und photographische Aufstellung des Inhaltes des Hildesheimer Epiphanius-Schreines. Bischof Eduard Jakob Wedekin hat diesen Wunsch nicht erfüllt, sondern erst sein Nachfolger, Bischof Dr. Wilhelm Sommerwerck, und zwar im Jahre 1875. Eine Mitteilung über den Vergleich der Hildesheimer Epiphanius-Reliquien und der in Pavia noch heute verehrten ist von dort aus nicht erfolgt. Den unter Bischof Dr. Wilhelm Sommerwerck 1875 genau festgestellten Inhalt hat die neueste Untersuchung bestätigt.

Da mir der verstorbene Bischof Dr. Joseph Godehard Machens vor über zehn Jahren die Sorge für den Domschatz übertragen hatte, habe ich, bevor der mit vergoldeten Silberfiguren bedeckte Holzschrein vor seiner Restaurierung in die Werkstatt des oben erwähnten Goldschmieds Jüttner überführt wurde, den gesamten Inhalt des Schreines am 28. Januar d. J. in meine Wohnung geholt. Eine wenige Tage später eintretende schwere Erkrankung verzögerte die Untersuchung des Inhaltes. Sobald die Krankheit es zuließ, habe ich den Inhalt bis ins einzelnste durchgesehen und geprüft. Das war am 12. März d. J. Es fanden sich und befinden sich heute in dem Epiphaniusschrein:

1. Ein handgeschriebenes Dokument des Bischofs Eduard Jakob Wedekin vom 9. Dezember 1865 über die Tatsache der Öffnung des Schreines, aber ohne genaue Angabe des Inhaltes.

2. Ein handgeschriebenes Dokument des Generalvikars Georg Kopp vom 4. November 1875, das die Öffnung des Schreines an diesem Tage beurkundet und eine genauere Aufzählung der einzelnen Reliquien gibt. Es sind:

3. Knochen und Knochenteile, die sich in einem 31 x 47 cm großen Ledersäckchen befinden, das in Buchstaben des 12. Jahrhunderts die Aufschrift trägt: „S. Epiphanii Epi — S. Speciose V." Unstreitig ist der Inhalt dieses Lederbeutels der wichtigste Inhalt des Schrei-

nes und gibt die Antwort auf die Anfrage des Pfarrers von St. Franziskus in Pavia aus dem Jahre 1863. Wie das Dokument des Generalvikars Dr. Georg Kopp bezeugt, hatte dieser den Hildesheimer Sanitätsrat Dr. Metz bei der Öffnung des Schreines zugezogen. Dr. Metz hat 40 einzelne größere und kleinere Knochen einer erwachsenen männlichen Person genau identifiziert; sie sind in der Urkunde im einzelnen aufgezählt. Vier kleinere Knochen hat er nicht erwähnt. Diese 44 Reliquien sind offenbar die Überreste unseres Dompatrons, des hl. Epiphanius, wie sie Bischof Othwin bzw. Hildesheimer Priester in der Nacht zum 22. November 962 im Epiphaniusgrab zu Pavia vorfanden und über Reichenau nach Hildesheim überführten.

Der erwähnte Dr. Metz sonderte bei der Untersuchung im Jahre 1875 einen Teil der Reliquien aus, Knochen, die bestimmt nicht von einem erwachsenen Mann stammten. Diese Knochen wurden in ein leinenes Schultertuch gelegt und zu den Reliquien des hl. Epiphanius wieder in das Ledersäckchen getan. Es handelt sich um 13 kleine Knochen und Knochenreste, offenbar die Reliquien der heiligen Jungfrau Speziosa. Ich habe dieses Schultertuch mit den Reliquien dieser Heiligen wieder in den großen Lederbeutel zurückgelegt, der die Reliquien des hl. Epiphanius enthält.

4. Ein Lederbeutel mit der Aufschrift: S. Cosme et Damian. S. Habyndi Diaconi et Mr. In diesem Ledersäckchen befanden sich bei der erwähnten Untersuchung am 12. März 1960 zwei mit Seidenstoff umwickelte Gebeine mit der Aufschrift: S. Cosme et Damiani, außerdem 32 kleinere Knochen und 9 Zähne. Diese lagen ungeordnet neben den in Seidenstoff gehüllten Reliquien der hl. Cosmas und Damian.

5. Ein dritter Lederbeutel mit der Aufschrift: S. Cant. Mr. Dieser Beutel enthielt ungesondert 28 größere und zahlreiche kleine Knochenteile; sie wurden sicher im 12. Jahrhundert als die Reliquien des hl. Cantius und Cantianus und der hl. Cantianilla verehrt.

6. Ein vierter Lederbeutel mit der Aufschrift: S. Justi-Artemii-Honeste V et Mr. Dieser Beutel enthielt, ebenfalls ungeordnet, 9 große und 28 kleinere Knochen, außerdem ein kleines Lederbeutelchen mit sehr kleinen Reliquien.

Alle genannten Heiligen wurden, mit Ausnahme der Märtyrerin Honesta, noch am Ausgang des Mittelalters als Dompatrone verehrt. Weshalb Honesta, deren Fest gemeinsam mit Justus und Artemius am 11. Oktober begangen wird, nicht unter die reiche Zahl der Dompatrone aufgenommen wurde, konnte ich nicht feststellen.

7. Außer den erwähnten zwei Urkunden und den vier Lederbeuteln mit dem angegebenen Inhalt fanden sich im Schrein — in Seidenpapier

und ohne Aufschrift — eine Anzahl kleinerer Steine, die, wie die Umhüllung nahelegt, wohl einem späteren Jahrhundert entstammen, außerdem ein großes vergilbtes Leinentuch ohne Aufschrift und ohne Inhalt.

Der gesamte aufgezählte Inhalt des Schreines wurde von mir in der Art, wie ich ihn vorfand, in den Schrein zurückgelegt.

Die Darstellungen auf der gold-silbernen Umkleidung des Holzschreines beziehen sich auf dessen Inhalt. Auf der einen Giebelseite steht Epiphanius zwischen Cosmas und Damian, auf der anderen Seite die sog. hl. Cantianer: Cantius, Cantianus und Cantianilla. Die eine Längsseite bringt das Evangelium vom Feste des hl. Epiphanius zur Darstellung: den Herrn, der die Talente an seine Knechte austeilt und nachher Rechenschaft von ihnen fordert; die gegenüberliegende Längsseite zeigt das Evangelium vom Fest der hl. Speziosa: den himmlischen Bräutigam, der die fünf törichten Jungfrauen zurückweist, die klugen Jungfrauen aber mit sich nimmt ins Reich Gottes.

Der Inhalt sowohl des Schreines, die Schriftart auf den Reliquienbeuteln und die erwähnten bildlichen Darstellungen beweisen, daß der Schrein mit seinem Inhalt seit dem 12. Jahrhundert im wesentlichen unverändert geblieben ist. Sollten sich tatsächlich in Pavia noch Reliquien des hl. Epiphanius befinden, so zeigt das, daß Bischof Othwin seinen Priestern den Auftrag gab, einen Teil der Gebeine in der Grabstätte zu belassen. Möglicherweise aber beruht die Behauptung des erwähnten Pfarrers von Pavia auf einem Irrtum späterer Zeit. Bischof Othwin von Hildesheim ist vom Osterfest des Jahres 962 in Pavia gewesen, und es ist nicht denkbar, daß er sich in der Lage des Grabes des hl. Epiphanius geirrt hat. Die tieferen Gründe, die Bischof Othwin zu seinem Handeln bestimmten, habe ich in meinem oben erwähnten Artikel dargelegt. Übrigens gestand er vor seiner Abreise aus Pavia dem Kaiser, der ihm sehr befreundet war, seine Tat und erbat von ihm, dem Herrscher des Abendlandes, Verzeihung und das Recht auf den Besitz der von Pavia nach Hildesheim weggeführten Reliquien; beides wurde ihm gewährt.

Der Epiphaniusschrein unter dem Hochaltar unseres Hildesheimer Domes enhält sicher echte Reliquien des hl. Bischofs Epiphanius. Die Gläubigen mögen deshalb bei ihrem Gebet im Dom in Ehrfurcht eines der ältesten heiligen Dompatrone gedenken und zu ihm für das Wohl der Diözese beten.

Nachruf für den verstorbenen Pfarrer Johannes Eggers
und zugleich Vorwort zu der nachfolgenden Geschichte des Dorfes Renshausen

Der verstorbene Pfarrer von Hönnersum, Johannes Eggers, gebürtig aus Algermissen, der im Vorstand des Heimatvereins war, war vielfach tätig in der Erforschung der Geschichte unserer Diözese. In der Heimatzeitschrift „Unsere Diözese in Vergangenheit und Gegenwart" hat er öfters Beiträge aus der Geschichte seiner Pfarrei Uelzen geschrieben. So war er auch tätig während seiner Kaplanzeit in Duderstadt. Im Heimatkalender des Unter-Eichsfeldes veröffentlichte er im Jahre 1926 eine geschichtliche Arbeit über Renshausen. Diese hat er in der hier nachfolgenden Arbeit fortgesetzt und erweitert und kurz vor seinem plötzlichen Tode zum Abschluß gebracht. Wie kam er gerade auf Renshausen? Hier wirkte als Pfarrer von 1914 bis 1946 Heinrich Brönneke aus Algermissen, ein Landsmann von Pfarrer Eggers. Diesen hat er öfters besucht; und hier wurde er durch vorhandene Denkmäler, Inschriften und Bildwerke für die Geschichte des Dorfes interessiert.

Renshausen ist die Heimat des Schreibers dieser Zeilen. Mit dem verstorbenen Pfarrer Eggers war ich seit den Tagen der Gymnasialzeit („Josephinum" in Hildesheim) bekannt und befreundet. Wir wohnten zeitweise zusammen im Hause Laue neben dem Mutterhause der Barmherzigen Schwestern. So ist sein Interesse an Renshausen und seiner Geschichte zu verstehen.

Pfr. i. R. Friedr. Rudolph
Geistl. Rat

Das Dorf Renshausen auf dem Untereichsfeld, eine Dotation des hl. Bischofs Bernward an das Benediktinerkloster zum hl. Michael in Hildesheim

Von Johannes Eggers, Pfarrer in Hönnersum

Die landschaftliche Bedeutung und Lage von Renshausen

Das Dorf Renshausen liegt hinter den freundlichen Bauerndörfern Krebeck und Bodensee im Norden und Nordwesten des Kreises Duderstadt in einer malerischen Landschaft mit unzähligen Reizen. Wellige Höhen, steile, sagenumwobene Hügel, blumenübersäte Wiesen, prächtige Laubwälder und Tannenforste, fruchtbare Äcker, anmutige Täler mit rauschenden Bächen, schilfumwachsenen Teichen

beleben diese schöne, dem Göttinger Wald vorgelagerte Landschaft, die von 160 m bis 300 m ansteigt. Am Rande der Heimatlandschaft ragt der 423 m hohe Hünstollen empor.

In dem idyllisch gelegenen „Heckennest" gibt es noch viele Erinnerungen aus jenen vergangenen Zeiten, in denen das Michaeliskloster in Hildesheim hier die Grundherrschaft ausübte. Man meint noch die Mönche und Klosterbrüder zu sehen und zu hören, die den „Paterhof" errichteten, den wir im heutigen Pfarrhaus, der bisherigen Schule und Lehrerwohnung, wiedererkennen. Wir sehen sie noch im Geiste, wie sie die Wiesen entwässerten und viele Teiche anlegten, die mit der Zeit leider versandet sind. Die Straße, die über die Wüstung Thiershausen nach Gillersheim führt, geht vorbei an der Vitsmühle und am Thiershäuser Teiche, der inmitten einer schönen Waldlandschaft liegt und von seltenen Wasservögeln belebt wird.

Der Name Renshausen erinnert an einen der ersten Siedler in dieser Gegend, der Reinolf hieß. Im Jahre 1013, in dem das Dorf zum ersten Male urkundlich erwähnt wird, heißt der Ort Reinolveshusen, 1022 Reinulveshusen, 1193 Reinolvessen, 1204 Reinoleshusen, 1264 Reynolveshusen, später Renshusen.

Als Bonifatius Thüringen und Hessen missionierte, als das Kloster Fulda und das Erzstift Mainz ihren missionarischen Einfluß ausübten, wurde auch hier das Christentum eingeführt.

In dieser Gegend hat der Hildesheimer Bischof Otto II. (1319-1331) das Schloß Lindau mit den zugehörigen Leuten und der Vogtei und das Dorf Bilshausen nebst den Kirchlehen zu Lindau, Bilshausen und Wulften von den Edlen von Plesse für 1400 Mark gekauft. Schon sein Vorgänger Bischof Siegfried (1279-1310) hatte den Kauf angebahnt; jedoch fehlte ihm noch die Kaufsumme.

Somit lag ein dem Bischof von Hildesheim gehöriges Gebiet im Bistum von Mainz.

Schon 300 Jahre vorher war das Dorf Renshausen in den Besitz des St. Michaelisklosters zu Hildesheim gekommen, und zwar durch eine Schenkungsurkunde des hl. Bischofs Bernward.

Um die Zeit, da Bernward geboren wurde, war das Dorf Renshausen mit seinen Bewohnern, einer Kirche, einer Mühle und 30 Hufen Land, dazu noch zwei Hufen vor Krebeck Eigentum des sächsischen Pfalzgrafen Athelbero, der auf der Burg Gruona bei Göttingen saß. Derselbe vermachte es seiner Tochter, die Bernwards Mutter war. Von ihr erbte es Bernward, und als dieser sich aller seiner Habe entäußerte, schenkte er es dem St. Michaeliskloster in Hildesheim, in dessen Besitz es ununterbrochen bis zur Säkularisation 1803 blieb.

II. Die Geschichte des Dorfes Renshausen

1. Bischof Bernward dotierte 1019 das St. Michaeliskloster zu Hildesheim mit 466 Hufen, 10 Zehnten, 10 Mühlen und 13 Kirchen. Darunter war auch das Dorf Renshausen mit 30 Hufen, 1 Mühle und 1 Kirche; hinzu kamen noch 2 Hufen in Krebeck. Bernwards Bruder, Tammo, Graf und Präfekt der Hildesheimer Gaue Astfala und Flutwide, gab seine Zustimmung zu dieser Schenkung.

2. Die Geschichte bis zur Hildesheimer Stiftsfehde (1519). Eine im Jahre 1013 in Gruona ausgestellte Urkunde besagt, daß Kaiser Heinrich II. der Kirche zu Renshausen seinen Schutz gewährt. Im Jahre 1019 wird in einer Urkunde die Schenkung Bernwards erwähnt. Am 3. November 1022 bekräftigt der Kaiser von neuem, daß er der Kirche zu Renshausen seinen Schutz gewähre, ebenso dem Kloster St. Michael, dem er auch das Recht der Wahl des Abtes und Vogtes verlieh. In einer in Hildesheim am 1. November 1022 ausgestellten Urkunde bezeugt Bischof Bernward, daß er das Kloster St. Michael gestiftet und mit Gütern ausgestattet hat, darunter auch Renshausen mit 30 Hufen.

In einer weiteren 1022 in Gruona ausgestellten Urkunde nimmt Kaiser Heinrich II. das Kloster St. Michael und dessen Besitzungen, darunter 30 Hufen in Reinolveshusen und die Kirche daselbst, in seinen Schutz. Papst Cölestin III., der Bernward 1192 heiliggesprochen hat, unterstellte am 27. Januar 1193 das Michaeliskloster seinem Schutz und bestätigte dessen Besitz, darunter auch Reinolveshusen. Im Jahre 1196 stellte Erzbischof Konrad I. von Mainz zu Erfurt eine Urkunde aus, worin er ebenfalls Reinolvessen erwähnt („mit 8 Hufen"). Im Jahre 1204 beurkundet Bischof Hartbert von Hildesheim die vom Abt Dietrich II. von St. Michael beim Rücktritt von seiner Abtswürde getroffenen Bestimmungen über die Verwendung der von diesem Abt erworbenen Güter; darunter sind auch Einkünfte aus Reinolveshusen (15 solidos). Im Jahre 1260 stifteten drei Schwestern aus Gillersheim 23 und einen halben Morgen Land der Pfarrei zu Renshausen.

Am „vordage von Sünte Marten" (11. 11.) bezeugt Herzog Albrecht von Braunschweig (Albertus dux) dem Michaeliskloster die diesem von Bischof Bernward geschenkten Besitzungen, darunter „dat gantze dorp Reynolveshusen, dat kerklehn und den tegenden mit der gantzen Veltmerckede und holtungen, wyschen und weysen, water unde weyde" und 2 Hufen in Krebeck. Crastino Sancti Laurentii (11. August) 1267 schenkte Herzog Albrecht dem Michaeliskloster die Vogtei und den Zehnten von Reynolveshusen, auf die die Brüder Günzel und Arwin von Wenthausen (als bisherige Lehnsherren) verzichtet hatten.

Im Jahre 1269 überwies Vicedomus Heidenreich zu Rusteberg dem Kloster Weende 3 Hufen zu Renshausen als Eigentum. Am 24. Dezember 1274 überließen die Grafen Otto und Ludwig von Everstein dem Michaeliskloster eine halbe Hufe zu Reynolveshusen gegen eine halbe Hufe zu Eversen. Am 27. Dezember 1277 belehnte Vicedomus Heidenreich zu Rusteberg den Berthold Monetarius, Bürger zu Göttingen, mit dem Zehnten von mehreren Gütern in Reynolveshusen.

Der Kurfürst von Mainz und die Herzöge von Braunschweig mischten sich oft in die klösterlichen Eigentumsverhältnisse in Renshausen ein; aber die Äbte von St. Michael machten immer wieder ihre Eigentumsrechte geltend. Wegen der weiten Entfernung von Hildesheim und der damals schon eintretenden unruhigen Zeiten hielten die Äbte von St. Michael es für ratsam, das Klostergut Renshausen benachbarten Herren in Schutz zu geben. 1330 gab das Kloster St. Michael Kloster und Kirche von Renshausen in den Schutz des Gottschalk von Plesse, aus dem Geschlechte der Emmedinger, die den Bischof Meinwerk von Paderborn zu ihrem Stammesgenossen und den Herzog Widukind zu ihrem Ahnherrn zählten. Am 22. Februar 1341 versprach „Godscaldus nobilis domicellus in Plesse dem Kloster St. Michael, drei Jahre lang die Güter des Klosters zu schützen und wie seine eigenen zu verteidigen und nach diesen drei Jahren dem Kloster zurückzugeben". Im Jahre 1378 hatten die Herren von Hardenberg zu Lindau das Dorf in ihren Schutz genommen. 1399 war es an Arand von Rusteberg verpachtet. Am 30. April 1465 verpfändete das Michaeliskloster zu Hildesheim dem Rate zu Göttingen das Dorf mit Recht und Gericht, jedoch mit Ausschluß des Halsgerichtes, für 150 Gulden, behielt sich aber die Einlösung der verpfändeten Güter vor Ablauf von 30 Jahren vor. Die Ablösung ist dann tatsächlich am 21. Januar 1481 erfolgt.

Als 1496 in der Fehde zwischen dem Bischof von Hildesheim und dem Dorf Krebeck die Krebecker vor Renshausen Feindseligkeiten verübten, stürmten die Einwohner von Renshausen plötzlich heraus und jagten ihre Feinde bis vor die Tore des Marktfleckens Lindau. Damals war auch wegen der Ermordung eines Mannes über Krebeck der Kirchenbann verhängt, dem auch die Dörfer Ebergötzen, Bodensee und Rollshausen verfielen, weil sie mit den Krebeckern Verkehr gepflogen hatten.

Bischof Berthold von Hildesheim richtete damals einen Brief an Dietrich von Hardenberg, worin er Fürsorge für die Güter des Michaelsklosters in Renshausen und Dorste empfahl.

Am 5. Juli 1496 unterstellte Herzog Heinrich der Eldere von Braunschweig und Lüneburg „dat dorp, buwre und gemeine Inwohner to

Renshusen, dem Michaelskloster gehörig, mit aller Rechtigkeit, Halsgericht und tobehorunge seinem besonderen Schutz, Schirm und Geleit". Er selbst oder sein Amtmann in Gandersheim sollen Recht sprechen, wofür sie ihm alle Jahre auf Martini eine Cape Einbeckischen Bieres in seine Burg nach Gandersheim bringen sollten.

Im Jahre 1496 wurde Herzog Ernst von Braunschweig Schutzherr über Renshausen, 1502 der Landgraf Wilhelm von Hessen. Das Michaeliskloster in Hildesheim aber machte immer seine Rechte über Gericht und Eigentum in Renshausen geltend, als in Hildesheim durch Streitigkeiten der Bischöfe mit dem Rate der Stadt und den immer mehr drohenden feindlichen Braunschweiger Herzögen die Lage des Bischofs und der Klöster von Tag zu Tag bedränglicher wurde.

Von der Stiftsfehde (1519) bis zur Reformations-Einführung in Hildesheim (1542)

Das Klosterdorf Renshausen wurde, wenn es auch im Bezirk des streng katholischen Erzbistums Mainz lag, von den Hildesheimer Geschehnissen in Mitleidenschaft gezogen. Das wirkte sich besonders in der Ausübung der Seelsorge aus. Benachbarte Pfarrer wurden vom Abte als Seelsorger bestellt, bis ruhigere Zeiten wiederkehrten. Scheinbar kamen solche Zeiten, waren aber nur von kurzer Dauer; das drohende Unheil hielt weiterhin Bistum und Klöster in seinem Bann.

In der Stiftsfehde zwischen dem Bischof von Hildesheim und den nachbarlichen welfischen Herzögen wurden auch die eichsfeldischen Besitzungen des Bischofs von Hildesheim, einst von Bischof Otto erworben, vollständig zerstört. Auch das dem Kloster St. Michael gehörende Dorf Renshausen wurde in Trümmer gelegt. Von 1520 bis 1535 lag es wüst, „außer daß die früheren Bewohner das eine oder andere Meierhaus haben wiederaufbauen lassen". Das nahe liegende größere Dorf Thiershausen blieb bis heute Wüstung, steht aber neuerdings unter Naturschutz. Renshausen zählte 1661 wieder 29 Häuser; 1792 waren es schon 49.

Während der Zeit, da Renshausen Wüstung war, hielt der Kurfürst von Mainz sich für den Eigentümer, wogegen der Abt von St. Michael scharf protestierte. Da der Bischof Johann von Hildesheim nach der siegreichen Schlacht bei Soltau, mit der die Stiftsfehde endete, von Kaiser Karl V., weil er ihn nicht zum Kaiser mitgewählt hatte, mit der Reichsacht belegt war, hatte der Kurfürst von Brandenburg, ein Bruder des Kurfürsten und Erzbischofs Albrecht von Mainz, Bekämpfer des Raubritterwesens und schärfster Gegner der Reformation, Renshausen

kraft kaiserlicher Acht in Besitz genommen. Am 17. Januar 1532, „als das Dorf denen von Bellnhausen sollte eingetan werden, hat der Landgraf Philipp von Hessen selbiges aus den Händen des Alberti Coadjutoris Mogunt. Halberst. Magdeb., dessen Bruder besagtes Renshausen in vorbemeldeter Fehde und kaiserlicher Acht Caroli V. intercipiert hatte, intercedendo" wiederum gerettet. Am 20. April 1533 hat Dietrich, Edler von Plesse, „uff bietlich ansuchen und uff Bevehell des Landgrafen Philipp, dessen Untertanen Hans Bellnhausen, Bürger zu Kassel, samt seinen beiden Söhnen, Bartholomäus und Michael, ihr lebelang und dieweil sie das Dorf Renshausen mit seinen Einwohnern und alle Zubehör innehatten, in seinen Schutz genommen, dafür sie jährlich am 1. Mai ein halb Fuder Einbeckischen Bieres oder 2 Joachimsthaler bezahlen".

Im Jahre 1533 ging dem Klosterdorfe auch das Liebfrauenholz verloren, das die Brüder Melchior und Jobst von Bodensen mit ihrem Bannerholze vereinigten. Der Abt und die Gemeinde ersuchten wohl beim Kanzler um Restitution, bekamen aber zur Antwort, daß das schwer ginge. Im Jahre 1574 wandten sie sich an den Eichsfelder Oberamtmann in Heiligenstadt mit dem Anerbieten, durch lebendige Zeugen ihren vorigen Besitzstand zu beweisen. Doch die von Bodensen behielten das Renshäuser Kirchenholz. Damals entstand auf lange Zeit hin ein Streit zwischen Kur-Mainz und den Äbten von St. Michael in Hildesheim wegen der Anbringung des Mainzer Wappens in Renshausen.

Durch den Braunschweiger Herzog sollte auch die Reformation mit Zwang eingeführt werden. Bei den anderen bischöflichen Besitzungen im Amt Lindau gelang das; aber das Klosterdorf Renshausen wurde sehr bald wieder rekatholisiert. Im Jahre 1605 waren auch die anderen Orte wieder katholisch. Das katholische Kur-Mainz hat viel dazu beigetragen, daß das Eichsfeld fest am katholischen Glauben hielt.

Anders waren die Verhältnisse in Hildesheim, die wir kurz streifen müssen, weil sie sich auf Renshausen auswirkten.

Von der Einführung der Reformation in Hildesheim (1542) bis zur Säkularisation (1803)

1. In Hildesheim:

Für den Bischof von Hildesheim begann nun die traurigste Zeit. Der Rat der Stadt hatte die Glaubensneuerer mit offenen Armen aufgenommen. Die Folge davon war, daß jetzt der Streit der Parteien nicht mehr aufhörte. Stadt und Bischof, Stadt und Klöster lagen in stetem Kampfe, und an zahlreichen Tumulten fehlte es nicht. Schlimme

Wunden hatten die Wirren des 16. Jahrhunderts auch der Stiftung des hl. Bernward, dem Benediktinerkloster St. Michael, geschlagen. Schon während und nach der Stiftsfehde wurde es schwer bedrängt, viele Kostbarkeiten herauszugeben; im Jahre 1543 wurde die Lambertikirche der Altstadt, beim Michaeliskloster gelegen, ihrer Altäre, ihrer Orgel und ihres Zierates beraubt. Schon 1546 wirkten in der St. Michaeliskirche evangelische Prediger. Nur mit Bangen konnte man um 1562 der weiteren Entwicklung des herabgekommenen Klosters entgegensehen. Am 24. Juli 1663 floh der Abt von St. Michael nach dem Feldkloster Marienrode. Der Versuch des Rates und der Stadt, schon damals auch das Kloster evangelisch zu machen, wurde durch Bischof Burchard (1557—1573) verhindert. Auch Bischof Ernst (1573—1612) suchte manche Schäden zu heilen.

Ein Rekatholisierungsversuch hub an, und die schlimmste Krise schien überwunden zu sein. Am 30. Juni 1668 schlossen sich das Domkapitel und die sieben Stifte, darunter auch St. Michael, zur „Union (Concordat) der Liebe und des gegenseitigen Schutzes" zusammen, um die katholische Religion zu fördern und das Ansehen des Heiligen Stuhles zu heben. Schon Bischof Burchard hatte dem Abt von St. Michael zur Pflicht gemacht, den klösterlichen Gottesdienst in einer Kapelle des den Mönchen noch erhaltenen Teils ihres Stiftes zu halten. Das ehemalige Kapitelhaus wurde in eine Kapelle für den Chorgottesdienst umgewandelt. Abt Jakobus II. (1689-1706) verband mit diesem Raume die daneben gelegene Kapelle der heiligen Philippus und Jakobus und krönte das Ganze mit einem kleinen Turm. Abt Benedikt II. fügte 1709 die westliche Krypta (Bernwardsgruft) hinzu. So war die „kleine Michaeliskirche" entstanden. Erst 1826 wurde diese kleine Kirche durch eine Trennungswand in zwei Räume geteilt, von denen nur ein Raum, die Bernwardsgruft nebst Anbau, den Katholiken verblieb. Abt Johannes VI. schuf einen äußeren Zugang zur Gruft, weil sie sonst nur durch 2 Treppen von der Oberkirche aus zu erreichen gewesen wäre. Eine große Last des Klosters bestand darin, daß es für die Unterhaltung der evangelischen Prediger jährlich 150 Gulden von 1559 an zahlen mußte. Durch Verhandlungen mit der Stadt wurde diese Summe 1577 auf 50 Taler oder 90 Gulden herabgemindert. Hohe Summen mußte das Kloster verwenden für die Renovierung seiner Kirche, in der es keine Rechte mehr hatte. Die ehemalige Michaelisgemeinde ging auf in der Magdalenengemeinde. Die große Kirche aber blieb unbenutzt.

Nur ganz still durfte der Gottesdienst in der Gruft und in der Benediktuskapelle gehalten werden. Sämtliche Gerechtsamen waren dem Kloster genommen. Ein Glück war es, daß in dieser schweren Zeit

tüchtige Äbte da waren. Auch der 1614 erwählte Abt Johannes VI., von lutherischen Eltern in Potsdam geboren, später konvertiert und 1605 ins Kloster eingetreten, fing seine Regierung an mit dem Vorsatze, vor allem an der Verbesserung der Studien und der Ordenszucht zu arbeiten. Der letzte Abt Wilhelm Rören († 23. 12. 1820) hatte noch den Versuch unternommen, alles zu retten. Seine Wohltätigkeit erwies er besonders dem Kloster St. Michael, zur Ehre des Stifters, des hl. Bernward. Die Säkularisation nahm allerdings dann alles vollständig hinweg, was die Reformation noch übriggelassen hatte.

2. In Renshausen:

Auch in diesem Zeitraum von 1542—1803 war in Renshausen der klösterliche Besitz unverändert geblieben. In der Zeit von 1650 setzte eine rege Missionstätigkeit ein. Die Jesuiten und auch andere Orden entwickelten eine kraftvolle Wirksamkeit. Wiederbelebung oder Neugründung von Seelsorgestellen waren überall im Bistum. Von 1674 bis 1803 waren wieder Benediktiner in Renshausen tätig. Im Jahre 1696 baute Abt Jakobus II. das Klosterhof-Gebäude neu auf (die heutige Pfarre). Am 18. Juni 1788 wurde unter Abt Gabriel Feuschen die Wassermühle im Dorfe gebaut. Beide Gebäude zeigen heute noch Inschriften und Bilder, die in Chronogrammen die jeweiligen Baujahre und Äbte kundtun.

3. Die Gerichtsbarkeit des Klosters St. Michael über das Dorf Renshausen.

Das Dorf Renshausen war seit seiner Zugehörigkeit zum Kloster von dem ordentlichen Richter eximiert. Das Kloster besaß am Ort ein eigenes Gericht über Hals und Hand. Es wurde ausgeübt durch vom Kloster bestellte Schutzvögte. Kanonikus Johann Wolf vom St.-Peters-Stift in Nörten, der 1826 im Alter von 83 Jahren gestorben ist, hat den Freistuhl noch gesehen. Er schreibt in seinem Werk „Die politische Geschichte des Eichsfeldes", daß um 1600 der Abt des Klosters den Einwohnern von Renshausen nicht gestattet habe, den mit Gras und Büschen bewachsenen Platz zu bebauen, damit er der Zukunft erhalten bliebe. Später ist der Gerichtsplatz trotzdem bebaut worden, ohne Wissen des Abtes und aus Nachsicht des Vogtes. Der Abt bestimmte 1599: „Wenn jemand in Güte Recht sucht, so soll es vor dem Vogt oder vor dem Richter in Gieboldehausen geschehen." Doch bestand er nach wie vor darauf, daß die Einwohner von Renshausen „beim dortigen Landgerichte in Ehedingen und notdürftigen Gerichten bei Strafe erscheinen sollten".

Als es z. B. 1562 zwischen Hans Spangenberg und Bartholomäus Bellnhausen wegen Renshäuser Güter zum Prozesse kam, wurde die-

ser in Gieboldehausen betrieben. Letzteren beschuldigte auch das Kloster, daß er das Vogteirecht an Mainz veräußert und sich unterstanden habe, seine Gerechtigkeit über Renshausen dem Vogt von Gieboldehausen zu verkaufen, auch die Ländereien durch denselben messen zu lassen. Mainz maßte sich an, in den wirren Zeiten die Gerichtsbarkeit über Renshausen auszuüben, obwohl der Schutzherr Dietrich von Plesse und der Abt des Klosters Widerspruch erhoben hatten. Der Streit dauerte an, bis das Kloster St. Michael 1577 Renshausen gegen 6 Malter Schutzhafer in den Schutz des Erzbischofs Daniel von Mainz gab. Seitdem übte Mainz alle Hoheitsrechte über Renshausen aus. Der Kurfürst Daniel hatte in seinem Schutzbrief selbst verordnet, daß der Schutzhafer jährlich an den Amtmann von Lindau geliefert werden sollte; dessenungeachtet ist das Kloster 1591 vom Amtmann Burkhard von Bodungen zu Gieboldehausen gezwungen worden, den Hafer an sein Amt zu geben. Auch diese Erscheinungen waren ein Zeichen der Zeit und des immer geringer werdenden Einflusses der Klöster im allgemeinen.

Renshausen unter geistlicher Grundherrschaft des Klosters St. Michael

Bis ins 19. Jahrhundert gab es in Renshausen nur wenige Eigenhöfe freier Bauern. Weltliche und geistliche Grundherren waren Besitzer unseres heimatlichen Bodens.

In Renshausen war seit 1022 das St.-Michaelis-Kloster in Hildesheim Herr und Eigentümer. Dorf mit Kirche, Mühle und Gemarkung gehörten zu den Gütern des hl. Bernward, der von 993 bis 1022 Bischof von Hildesheim war. Er erbaute u. a. die Kirche und das Stift St. Michael und trat gegen Ende seines Lebens selbst in dieses Benediktinerkloster ein. Unter den Schenkungen des Bischofs an das Kloster befand sich auch das schon damals 30 Hufen (900 Morgen) umfassende Renshausen. Das Kloster blieb Grund- und Gerichtsherr bis 1803.

Die Bauern und Kötner hatten hier ursprünglich keinen eigenen Besitz, auf dem sie Haus und Hof errichten konnten. Sie mußten ihren geistlichen Grundherrn um Überlassung desselben bitten. Neben einer gewissen Kaufsumme hatten sie jährlich einen Erbenzins zu zahlen. Im Mai 1703 bekam Bertholt Mäck ein forli Landes auf dem Herrengraben, zwischen Johannes Friderici Hof und dem Klappenfeld gelegen, um ein Haus darauf zu bauen. Dafür mußte er 30 Reichstaler in bar zahlen. Er mußte, wie auch seine Nachkommen, dem Stift und Kloster jährlich 2 Metzen Hofzins und ein Rauchhuhn geben, an 6 Tagen im Jahr Handdienste leisten, durfte ohne Erlaubnis des Klo-

sters nichts verkaufen oder verpfänden, mußte den Vertrag fest- und heilighalten und sich als treuer, frommer und aufrichtiger Einwohner und Erb-Untertan erzeigen. Die Urkunde darüber wurde am 24. Februar 1706 im Michaelskloster ausgestellt.

Ackerland, Wiesen und Gärten befanden sich in der Hand des Klosters. Was der Paterhof nicht selbst bewirtschaften konnte, wurde an die Dorfbewohner verpachtet. Für Ackerland mußten sie den Pachtpreis in Getreide, für Wiesen und Gärten in Geld zahlen. Je Morgen Ackerland wurde außerdem noch an Erbenzins 1 ggr., für einen achtel Morgen Wiese 1 ggr. 2 Pfennig, für einen viertel Morgen Garten bis zu 15 ggr. oder ein halber Himpten Roggen oder Hafer (10 kg bzw. 6 kg) gefordert. Daneben war der Zehnte von allen Früchten abzuliefern.

Solche Kauf- und Pachtverträge wurden schriftlich und genau spezifiziert und abgeschlossen. Bei Nichtbeachtung der Verträge wurde dem Pächter die Pacht genommen. Es sind noch einige Kauf- und Pachtverträge vorhanden, die Hauptlehrer B. Otto in alten Gemeindeakten gefunden und veröffentlicht hat (Jahrgang 1950 der Heimatzeitschrift „Goldene Mark", Verlag Mecke-Duderstadt).

Der Pächter mußte jedes Jahr nach dem Vergleich vom 4. April 1675 bestimmte Dienste verrichten:

Einen Tag im Frühling und einen Tag im Herbst Mist fahren, einen und einen halben Acker im Frühling, dasselbe im Herbst an dem ihm angewiesenen Orte pflügen. Wenn er dies nicht ordnungsgemäß tat, mußte er einen Rtlr. für nichtordnungsmäßiges Mistfahren und beim Nichtinnehalten des Pflügens 18 ggr. unweigerlich bezahlen. Unter Verlust seines Pachtrechts wurde er außerdem verpflichtet, bei der Klostermühle die zu seinem Lebensunterhalt notwendigen Früchte mahlen und schroten zu lassen und ein Sechzehntel des Scheffels Mahl- und Schrot-Lohn zu zahlen. Wer einen Acker unbesamt liegen ließ, mußte dennoch den Zehnten davon entrichten. Er mußte auch durch gründliche Arbeit das Land zu verbessern suchen.

Um 1800 hatten 60 Erbpachtleute in Renshausen in einem Jahre an Pachtgeld 543 Rtlr., 70 ggr., 42 Pfg., an Zehntgeld 45 Rtlr., 70 ggr., 42 Pfg. an die Abtei von St. Michael zu zahlen.

Die Ausübung der Seelsorge in Renshausen

Von 1022 bis 1532 waren Benediktinerpatres Pfarrer in Renshausen, vom Abt eingesetzt: 1 Pfarrer, 1 Administrator und 1 Laienbruder. 1260 ein Pfarrer als Seelsorger ernannt; 1330 P. Albrecht von Bodenhausen; 1335 plebanus Bertrams (Inschrift an der alten Glocke

in Renshausen); 1464 P. Johannes Paves, der dem Kalande zu Seeburg die heute noch im Pfarrarchiv von Duderstadt aufbewahrte, eisenbeschlagene Kalandslade geschenkt hat.

Von 1532 bis 1622 waren Weltgeistliche als Seelsorger tätig. In diesem Zeitraum wird ein Paul Dobal erwähnt mit Hinzufügung der Zugehörigkeit zum Archidiakonat Nörten.

Von 1623 bis 1674 übten Weltgeistliche, abwechselnd mit Franziskanern und Benediktinern die Seelsorge aus. Besonders wurden die Pfarrer der Nachbardörfer Wollbrandshausen, Krebeck und Lindau zu verschiedenen Zeiten durch den Abt von St. Michael mit der Ausübung der Seelsorge betraut.

Von 1674 bis 1803 waren nur Benediktiner vom Abt als Seelsorger angestellt. In der Anstellungsurkunde hieß es, daß der Zustand in Renshausen geändert werden müsse, weil die Ortspfarrer der Nachbarschaft schon genug mit ihrer eigenen Gemeinde zu tun hätten und gerade in dieser Zeit eine geordnete Seelsorge dringend notwendig sei.

Noch 130 Jahre (1674-1803) Benediktiner als Seelsorger in Renshausen

1. Die Anstellungsurkunde des ersten dieser Patres, des P. Walter Günther (1674), ist erhalten. Sie hat folgende Einleitung:

COLLATIO PAROCHIAE RENSHUSANAE. NICOLAUS ABBAS MONASTERY SANCTI MICHAELIS HILDESII ORDINIS SANCTI BENEDICTI CONGREGATIONIS BURSFELDENSIS venerabili et docto in Christo nobis dilecto fratri Waltero Günther salutem in Domino . . . (folgt ein längerer lateinischer Text).

Hildesii, 24. 7. 1674

(L. S.) Nicolaus Abbas

Da das Michaeliskloster in Hildesheim den Grundbesitz verloren hatte, nannten sich die Äbte seit 1600 „Herr von Renshausen und Steinwedel".

Die letzten Benediktinerpatres in Renshausen:

1. P. Walter Günther 1674 (obige Anstellungs-Urkunde);
2. P. Gregorius Zur Weide 1684;
3. P. Bernward Boos 1712;

4. P. Henricus Scharle 1744 (†);
5. P. Cherubin Hanenbrink 1744;
6. P. Henricus Simons 1750 (abberufen);
7. P. Lambertus Tillmann 1751 (†);
8. P. Michael Michaelis 1752;
9. P. Meinulfus Gross 1755;
10. P. Dominicus Mahrweiser 1759;
11. P. Ludwig Böttcher 1762;
12. P. Turtubal 1764;
13. P. Ludwig Böttcher 1771;
14. P. Liborius Pieper 1796;
15. P. Clemens Kreuzkampf vom 14. Mai 1796 bis Februar 1803 (Aufhebung des Klosters und Klostergutes), hernach noch 35 Jahre als Pfarrer in Renshausen tätig (im ganzen 42 Jahre).

    Von diesem wird auch im folgenden noch die Rede sein.
    Des Überblicks wegen sei hier vermerkt: P. Clemens Kreuzkampf, geboren 13. Juni 1754, Priesterweihe 1780 in Asel bei Hildesheim, Klostergeistlicher bis 1796, Pfarrer von Renshausen 14. Juli 1796, Klosteraufhebung 1803 (Gedenkstein), Jubilarpriester 1830, gestorben 1838 (42 Jahre Pfarrer in Renshausen), Grabmal auf dem alten Kirchhofe (nahe der alten Kirche, die 1851 abgerissen wurde).

III. Vom Leben und Wirken des P. Clemens Kreuzkampf OSB

1. Sein Leben bis zu seinem 50jährigen Priesterjubiläum (1754 bis 1830)

Von seinem 50jährigen Priesterjubiläum existiert noch ein Wachsporträt in roter Farbe auf schwarzem Schiefer. Damals mußte er wohl seinen Lebenslauf an die Behörde nach Hildesheim abschicken, wovon eine Abschrift vorhanden ist; es handelt sich um beantwortete Fragen:

„1) Clemens Kreuzkampf;

2) geboren den 13. Juni 1754 zu Asel in der Dompropstei, eine Stunde von Hildesheim;

3) studierte bei damalig. Josephino in Hildesheim von Infima bis Logica;

4) den 20. Dezember 1773 fing ich bei St. Michael mein Noviziat an und

5) tat demselben dat. 1774 professionem votorum

6) und hörte von 6 Jahren lang bis an mein Priestertum im Jahre 1780 Philosophie und Theologie bei damalig. Kloster-Lektor LACROIX.

7) Im September 1780 wurde der Schluß unseres Examens gemacht und ich

8) den Quatember-Samstag des Monats September vom damalig. Weihbischof Freiherrn von Sierstorf zum Priester geweiht, von dem ich alle vorigen Grade der Weihe empfangen hatte.

9) Ich blieb als Klostergeistlicher unter strengstem Gehorsam meines damalig. Herrn Abtes Gabriel Feuschen.

10) Nachdem ich praevio examine erstlich zu 2, hernach zu 7 Jahren approbiert war, mußte ich zunächst ad nutum Abbatis ad dextram et sinistram den Pfarrern auf dem Lande und in der Stadt zu Hilfe auf der Kanzel sowohl wie auch im Beichtstuhle dienen, bis ich

11) zum Pfarrer beim Kloster bestimmt und endlich

12) den 14. Juli 1796 zum Pfarrer von Renshausen, Amt Lindau im Eichsfeld, ernannt wurde, wo ich auch noch jetzt (d. h. 1830) in derselben Qualitas bis ins 34. Jahr angestellt bin,

13) alle 3 Jahre mein Examen abhalten und weitere Extention meiner Approbation habe erwarten müssen, bis endlich am 7. September 1815 der damalige Erzbischöfliche Kommissarius Würschmidt (Heiligenstadt) mir die Last eines jährlichen Examens abnahm mit der Bedingung, gleich den Herren Dekanen alle 3 Jahre meinen Approbationszettel einzuschicken, und auch von dieser Pflicht befreite mich Se. Bischöfl. Gnaden der Weihbischof von Wendt (als Beauftragter für ehemalige Mainzische Diözesanen) und extendierte am 1. September 1818 meine Approbation usque ad revocationem."

Damit hört der von P. Kreuzkampf selbst geschriebene Lebenslauf auf. Nach der Aufhebung des Klostergutes ließ er zu dessen Erinnerung 1803 einen Gedenkstein errichten (mit der Inschrift: GOTT LAS SICH NOCH ERBARMEN, / DAS IHR NICHT GANZ ZERRÜTTET WURDET. Klagl. Jerm. C. 3. I.H.S.).

Er wirkte in den alten klösterlichen Räumen als Benediktiner ohne Kloster bis an sein Ende, wie er es bei seiner Profeß versprochen hatte. Alle die lieben alten Stätten des Klostergutes waren ihm vertraut. Was P. Kreuzkampf noch gesehen und erlebt hat, wollen wir zur Darstellung bringen, ehe wir seinen Lebensabend und Tod behandeln.

2. Die alten, zum Teil später abgebrochenen Gebäude des Klosterhofes („Paterhofes")

a) Die alte Kirche lag auf dem alten Kirchhofe. Als „Kapelle" schon früh gebaut, wurde sie 1490 durch einen angebauten Turm erweitert. Am Sonntage nach Simon und Juda war sie als „Pfarrkirche" durch den Heiligenstädter Suffraganbischof konsekriert worden. Im Jahre 1727 wurde die alte Kirche noch einmal durch einen Choranbau erweitert. Bis zum Bau der neuen Kirche (1847/50) wurde in der alten Kirche regelmäßig Gottesdienst gehalten. Schöne, holzgeschnitzte, große Statuen standen auf dem Altare: die Benediktiner-Heiligen St. Benedikt, St. Bernward, St. Bonifatius und St. Benno. Ein kunstvolles Antipendium zeigte die Gottesmutter in der Mitte, zu beiden Seiten oben St. Michael und St. Bernward, unten St. Benedikt und St. Scholastika, Statuen und Bilder aus dem Leben des hl. Bernward sowie kleinere Heiligenfiguren (aus Holz): St. Judas Thaddäus, St. Urban, St. Johannes Baptiste und St. Augustinus schmückten das Gotteshaus. Wir wissen das, weil alle diese Gegenstände in die neue Kirche übertragen wurden; nachdem wurde die alte Kirche (1851) abgerissen wegen Baufälligkeit. Auch die alten Glocken kamen in die neue Pfarrkirche: Die kleine Angelusglocke, 1355 gegossen „Bertramo plebano regente", zeigt die Inschrift: „In conceptione Mariae o rex gloriae IHS Christe, veni cum pace! Amen." Die kleine Taufglocke wurde in der heimischen Gelbgießerei Heinrich Heine 1737 gegossen; sie trägt die Inschrift: „Ego sVM VoX VItae, VoCo aD sanCta VenIte!" Das große St.-Josephs-Bild mit dem Signum „R. D. P. Josephus Blume p. t. cellerarius ad St. Michaelem Hildesii" war vielleicht das Altarbild der alten Kirche; denn für die kleine St.-Josephs-Kapelle wird es zu groß gewesen sein. Wie die alte Kirche ausgesehen hat, wissen wir leider nicht mehr.

b) Die St.-Josephs-Kapelle, eine Gnadenkapelle zu Ehren des hl. Joseph „Patronus morientium", stand früher in der Nähe des Höherberges; dort wurde sie 1722 aufgehoben und auf dem Kirchhofe nahe der Kirche wieder aufgebaut. Das neue, schon erwähnte Sankt-Josephs-Bild aus dem 17. Jahrhundert hat wahrscheinlich ein altes, nun vergessenes Bild abgelöst. Zu dem Gnadenbilde des hl. Joseph fand regelmäßig um den 19. März die Josephs-Wallfahrt statt, die auch heute noch unter Beteiligung der Nachbargemeinden mit besonderer Feierlichkeit gehalten wird. Die Kapelle wurde bald nach dem Bau der neuen Pfarrkirche wegen Baufälligkeit niedergelegt. Auch von ihr existiert kein Bild mehr.

c) Das 1696 unter Abt Jakobus II. gebaute Klostergebäude ist jetzt Pfarrhaus und barg seit 1803 auch die Schule und Lehrerwohnung bis heute unter seinem Dach. Die angrenzenden Wirtschaftsgebäude des Klosterhofes wurden in letzter Zeit abgerissen.

d) Zwei kleine Häuser, von denen das eine ein „Bienenhaus" gewesen sein soll, stehen noch. Dicht dabei liegt das Grab des letzten Benediktinerpfarrers.

e) Die alte Wassermühle des Klostergutes lag schon seit Anfang dieses Jahrhunderts still. Ein guterhaltenes Mühlrad war 1925 noch der Beweis, daß es eine Mühle gab. Jetzt ist das Haus ein kleines Bauernhaus, das sich ein Ostvertriebener eingerichtet hat, der die interessante Chronogramm-Inschrift über dem Hauseingang wie ein Heiligtum hütet. — Über die Bedeutung der Inschriften am Pfarrhaus und der alten Mühle hören wir noch im weiteren Verlauf.

f) Zum Andenken an die Aufhebung des Klosters und seines Gutes ließ P. Clemens Kreuzkampf 1803 den schon erwähnten Gedenkstein errichten.

3. Was P. Kreuzkampf OSB, Pfarrer zu Renshausen, in der Zeit um 1803 aufgeschrieben hat

a) Sein Lebenslauf (siehe im vorigen III./1.).

b) Das Andenken an den letzten Abt, der besonders innig den hl. Bernward verehrt hat und voll Trauer war über den gewalttätigen Zugriff der Klosterfeinde 1803.

Hinter ein Ölporträt des letzten Abtes von St. Michael hat P. Kreuzkampf einen Papierstreifen geklebt mit folgendem Inhalt: „Im Jahre 1830, den 23. Dezember, starb im 68. Jahre seines Alters als Jubilarius seines Ordens R. P. Wilhelmus Rören, der letzte und seit der Gründung des Klosters 47. Abt des Stiftes und Klosters St. Michael zu Hildesheim, ‚Herr zu Renshausen und Steinwedel'."

„Sein Kloster wurde aufgehoben den 15. Februar 1803 und er mit 2000 Reichstalern Pension zu Ruhe gesetzt, wovon er vorzüglich an die Ehre des hl. Stifters BISCHOF BERNWARD gedacht hat."

c) Die Strafandrohung, mit der Bischof Bernward seine Stiftung (1019) bekräftigt haben soll: „Wenn einer aus meinen Nachfolgern oder eine weltliche Person dies brechen wird und sich dieser Güter gewalttätiger Weise zu bemächtigen erkühnen sollte, so sondere ich

denselben durch das Schwert des göttlichen Wortes von Gott und seinen Heiligen ab, damit er, DA ALLER FLUCH ÜBER IHN KOMMT, des Segens entbehre und also vom Himmel und von der Erde verbannt, ein Anteil mit Judas habe und denen, welche das Heiligtum Gottes als Erbteil besitzen."

d) Eine Briefabschrift des Schullehrers Augustin Brodrick aus dem Jahre 1799 an die Geistliche Behörde in Heiligenstadt zeigt, wie eng das Zusammenarbeiten in Betreuung der Jugend war. Der Lehrer bittet um Versetzung, da er es vor Bedrängnissen nicht mehr aushält: „Weil ich meinem Herrn Pfarrer gehorsamet und als getreuer Diener und Knecht pünktlich beygestanden, da er die ruchlose und boshafte Jugend ermahnet und durch mich zitieren und ermahnen lassen, so hab ich sie frey ins Gesicht gesagt, man müsse laut des 4ten Gebotes den Vorgesetzten gehorsamen, und wer dem Befehl des Priesters nicht gehorsamen wolte, der soll des Todes sterben. Da der Herr Pastor auch etliche gestraft, so haben sie wirklich auch hinter uns her mit Holtz und Steinen geworfen und mir Schimpf- und Lästerbriefe zwischen der Tür hineingestochen, worin sie mich gedrohet, wenn ich die Pfaffen noch täte folgen und anhangen, so wolten sie mich meine Knochen und Beine zweyschlagen und von dem gemeinen Schreiber Dienste absetzen." Dann bittet er den Kommissarius, ihn „von seinen Feinden loszureißen, damit er seine Gesundheit behalte, auch seine Frau und 6 Kinder ehrlich ernähren könne".

Auch aus diesem Briefe ersieht man, daß die damalige Zeit auf dem Wege zur Aufklärung ist, die Autorität und Pietät stark ins Wanken gebracht hat.

4. P. Kreuzkampfs Tod und Grabmal

Im ganzen hat P. Clemens Kreuzkampf 42 Jahre als Pfarrer von Renshausen gewirkt, davon 7 Jahre vor der Aufhebung und 35 nach derselben. Im September 1830 wurde er Jubilarpriester. Da er altersschwach geworden war und zuletzt vollständig erblindet, mußte ihm ein Cooperator zur Seite gestellt werden; er hatte sich seinen Neffen, den Seminarpriester Heinrich Richter, geb. 1808 in Hoelzeln, wo der Vater Lehrer war, der später in Poppenburg als Lehrer starb, er selbst starb als Pfarrer von Dingelbe, erbeten, der bis 1837 blieb, dann bekam er den Kaplan Leonhard Küster aus dem Collegio Germanico, der als Gehalt jährlich 50 Reichstaler mit freier Station bekam. P. Kreuzkampf starb 1838 im 59. Priesterjahre. Sein Grab befindet sich unter einer mit ihren Zweigen weit ausholenden Kastanie auf dem alten Kirchhofe. Eine jetzt bis zur Unleserlichkeit verwitterte Inschrift,

die ich 1925 bei meinen ersten Forschungen nach den Spuren des hl. Bernward mit Zeichnung des Grabmals aufgezeichnet habe, lautet:

HIER RUHT
DER HOCHWÜRD.
JUBILARIUS UND
PASTOR
CLEMENS
KREUZKAMPF
O. S. B.
42 Jahre Pfarrer
dahier
AUS DEM KLOSTER
ST. MICHAEL
zu Hildesheim
Geb. 1754 Gest. 1838
R. I. P.

5. Seine Nachfolger als Pfarrer und Wahrer der Bernwardinischen Tradition

a) Kaplan Leonhard Küster, Pfarrverweser bis 1839,
b) Pfarrer August Vocke bis 1846,
c) Pfarrer Johannes Henkel bis 1869 (1850 Kircheneinweihung),
d) Pfarrer Heinrich Heise bis 1886,
e) Pfarrer Adalbert Maschke bis 1914,
f) Pfarrer Heinrich Brönneke bis 1945,
g) Pfarrer Ernst Ibold von 1945.

Pfarrer Heinrich Heise (1869-1886) wurde dann Regens des Bischöflichen Priesterseminars in Hildesheim, wo er noch viele Jahre segensreich wirkte. Als Domkapitular starb er hoch betagt und liegt auf dem Annenfriedhofe beim Dom zu Hildesheim begraben.

Auch der vielen guten alten Lehrer, die in damaliger Zeit Hand in Hand mit dem Pfarrer die Jugend lehrten und erzogen, sei dankbar gedacht. Auch sie wahrten die Erinnerungen an das Michaeliskloster und seinen Stifter, den hl. Bischof Bernward.



Die heutige Pfarrkirche von Renshausen

IV. Die neuere Zeit

1. Der Bau der Pfarrkirche (sub titulo NATIVITATIS B.M.V. konsekriert)

Unter Pfarrer Johannes Henkel wurde im Westen des alten Klosterhofes an der alten Kirchstraße die neue Pfarrkirche im romanischen Stil vom Landbaumeister Oldendorp im Auftrage der Klosterkammer gebaut, da die alte Kirche wegen Baufälligkeit aufgegeben werden mußte. 1847 begonnen, wurde sie 1850 vollendet und zum Gottesdienste freigegeben. Der Bischöfl. Kommissarius des Untereichsfeldes, Dr. Seiters in Duderstadt, benedizierte sie, die Konsekration erfolgte noch in demselben Jahre durch Bischof Eduard Jakob Wedekin.

2. Die alten Kunstschätze und Glocken wurden aus der alten in die neue Kirche übertragen, ebenso die Gegenstände aus der alten St.-Josephs-Kapelle. Sie erfahren noch ihre Würdigung bei der Einzelaufstellung der Kunstwerke, soweit sie nicht schon vorher behandelt sind. Die alte Kirche wurde 1851, die Josephskapelle 1877 niedergelegt.

a) Die alten Glocken sind bereits erwähnt. Doch bei der zweiten hat sich herausgestellt, daß sie mit ihrer Inschrift das Jahr ihres Gusses richtig angibt:

ego sVM VoX VItae
VoCo aD sanCta. VenIte.

Es ergibt sich das Jahr 1737.

Zum 100jährigen Jubiläum schenkte die politische Gemeinde der Pfarrkirche eine dritte große Glocke: „St. Joseph zur Ehr' 1950", die den beiden alten Glocken beigesellt wurde.

b) Auf dem Hochaltare stehen jetzt die schönen Figuren ST. BERNWARD, St. Benedikt, ST. BONIFATIUS, ST. BENNO.

c) Auf dem Nebenaltare: Das große St.-Josephs-Bild (PATRONUS MORIENTIUM), rechts und links daneben: St. Judas Thaddäus und St. Johannes Baptista; St. Urban und St. Augustinus (Statuen).

d) Auf dem Antipendium Ölgemälde: Maria mit Kind, sitzend in der Mitte, daneben in Medaillons: ST. MICHAEL und ST. BERNWARD; St. Benedikt und St. Scholastica.

e) Über dem Beichtstuhle: ST. BERNWARD (Statue).

f) An den Wänden Ölbilder: ST. BERNWARD zwischen zwei entgegengesetzten Gestalten: Heidentum und Christentum, oder: St. Bernward heilt einen Kranken. ST. BERNWARDS PROFESS UND TOD.

Nirgendwo auf dem ganzen Eichsfelde befindet sich sonst noch eine solche Mannigfaltigkeit von Gegenständen der St.-Bernwards-Verehrung.

3. Im Pfarrhause:

a) Das größere Schnitzwerk mit Wappen des Klosters und den Halbreliefs St. Michael und St. BERNWARD. Darunter befindet sich in einem lateinischen Distychon das Baujahr und der Bauherr:

HaeC teCta ConstrVXIt, qVI
beLLI teMpore VIXIt
abbas IaCobVs. protegat
ILLa poLVs.

(Abt Jakobus II.) 1696.

Dieses Haus hat erbaut ein Abt mit Namen Jakobus; in Kriegszeit hat er regiert. Schütze der Himmel dies Haus. 1696.

b) Das Ölgemälde: Erzbischof, 1000. Bischof, Mönch, 4700.

c) Das Ölporträt des letzten Abtes mit auf der Rückseite aufgeklebtem Papierstreifen (P. Clem. Kreuzkampf, Aufzeichnungen beim Tode des letzten Abtes 1820).

4. IM DORFE:

a) Die holzgeschnitzte Balkeninschrift an der alten Mühle: sVb tVteLa CrVCIs et patroCInIo sanCtI bernWarDI fVnDatorIs nostrI (mit BERNWARDSKREUZ) haeC teCta eXstrVI et erIgI IVbebat gabrIeL abbas XVIII. IVnII. (18. Juni 1788).
„Unter dem Schutze des Kreuzes und unter dem Patronat des hl. BERNWARD, UNSERES STIFTERS, LIESS DIESES GEBÄUDE BAUEN UND ERRICHTEN ABT GABRIEL am 18. Juni 1788."

b) Der Gedenkstein von 1803 mit der Inschrift: „GOTT LAS SICH NOCH ERBARMEN, DAS IHR NICHT GANZ zerrüttet wurDET!" Klagl. jerm. c. 3. 1803 jhs.

V. Das frühere größere Dorf Thiershausen, 1520 in der Stiftsfehde Wüstung geworden, hat nur zwei Häuser, einen kleinen Bauernhof und eine stillgelegte Wassermühle; es gehört heute zu Renshausen und ist mit seinen Naturschönheiten zum Naturschutz-Gebiet erklärt worden. Es hat auch zum Besitz Bernwards gehört.

VI. „WENN ICH AUCH DEM LEIBE NACH VON EUCH GESCHIEDEN SEIN WERDE, WERDE ICH DOCH DEM GEISTE NACH BEI EUCH BLEIBEN!" Diese Worte über dem Eingange zur Bernwardsgruft haben sich bewahrheitet. Der hl. Bernward, unser großer

Diözesanbischof, ist uns besonderer Fürsprecher und Beschützer, auserlesenstes Vorbild für alle Zeiten.

Dasselbe gilt von seinem Nachfolger, dem hl. Bischof Godehard; beide sind im gleichen Jahre 960 geboren; auf den Bischof Bernward folgte 1022 Bischof Godehard, der somit seinen Vorgänger um 16 Jahre überlebt hat. Bernward ist 62 Jahre, Godehard 78 Jahre alt geworden.

Bei der 1000jährigen Wiederkehr ihrer G e b u r t flehen wir mit Andacht:

„Ihr heiligen Bischöfe und Bekenner, BERNWARD und GODEHARD, die ihr vor tausend Jahren euer Leben auf Erden begannet und in ewiger Seligkeit lebt, bittet für uns!"

Renshausen und seine Schutzheiligen

Rings von Hügeln sanft umgeben,
eingebettet still im Tal,
noch die Engel dich umschweben,
segnen dich vieltausendmal!
Himmelsfürst St. Michael, bleibe
allzeit hilfsbereit;
Unglück, Not von dir vertreibe
St. Michael: Trost im Leid!
Ewig währet ihr Erbarmen,
nimmt dich mütterlich in Schutz,
Jesus ruht auf ihren Armen,
macht zuschanden Satans Trutz.
Elend, Angst und Furcht aufragen
in der letzten Lebensnot;
Christus wird das Urteil sagen;
hilf, St. Joseph, dann im Tod!
Sankt Bernwardus ist dein Hüter,
dein Beschützer und dein Hort;
eines seiner schönsten Güter
war hier unser Heimatort.
Darum bist du, Heimatscholle,
Gott geweiht von alters her.
Er von dir abwenden wolle
liebreich Mißgeschick, Beschwer!

Benutzte Literatur:

Adolf Bertram „Geschichte des Bistums Hildesheim".
Karl Henkel „Handbuch der Diözese Hildesheim".
Johann Wolff (Neubearbeitung von Clemens Köffler) „Politische Geschichte des Eichsfeldes".
Alois Schmidt „Urkundenbuch des Eichsfeldes" (herausgegeben von der historischen Kommission für Sachsen und Anhalt mit Benutzung der Sammlung von Johann Wolff und Julius Jäger).

Urkunde

25.:	1013	Kaiser Heinrich II. . . .
27.:	1022	Bischof Bernward . . .
28.:	1022	Kaiser Heinrich II. . . .
143.:	1193	Papst Cölestin III. . . .
156.:	1196	Erzbischof Konrad I. von Mainz
169.:	1204	Bischof Hartbert von Hildesheim
171.:	1205	Bestätigung der vorigen Urkunde
448.:	1264	Herzog Albrecht von Braunschweig
477.:	1267	Derselbe (Brüder von Wenthausen)
478.:	1267	Verkauf an das Michaelskloster
509.:	1269	Vicedomus Heidenreich v. Rusteberg
544.:	1274	Otto und Ludwig von Everstein . . .
545.:	1274	Ritter Johann von Gladebeck . . .
569.:	1277	Heidenreich zu Rusteberg/Moletarius . . .

Eine reiche Fundgrube für die Geschichte des Klosterdorfes Renshausen ist „Politische Geschichte des Eichsfeldes" von Johann Wolff. Bernhard Otto - Seulingen (eine Abhandlung in „Die goldene Mark").

In der Heimatzeitschrift „UNSER EICHSFELD", Jahrgang 1925, S. 2, steht ein Beitrag über die Geschichte Renshausens, dem ein Vortrag zugrunde lag, den ich im Herbst 1924 auf einer Tagung des Untereichsfeldischen Heimatvereins in Renshausen gehalten habe

Johannes Eggers
Stadtkaplan in Duderstadt

Therese Jünemann †

Aus dem Vorstand des Heimatvereins der Diözese Hildesheim ist, wie auch der H. H. Pfarrer Eggers, Hönnersum, die Lehrerin Frl. Therese Jünemann verstorben.

Frl. Jünemann war Hildesheimer Kind; sie wurde am 14. Januar 1894 geboren. Schon in der Volksschule erkannte Herr Rektor Schiel die gute Veranlagung der strebsamen Schülerin und ihren Beruf zur Lehrerin. Nach erfolgreichem Studium bei den Ursulinen in Duderstadt und einem guten Examen bekam die junge Lehrerin eine Anstellung in Farmsen, wo sie die einklassige Schule mit Hingabe und Erfolg förderte. Ihre Liebe zur Jugend aber erstreckte sich über die Schule hinaus. Mit großem Geschick war sie im Jugendbund des katholischen Frauenbundes tätig, um die heranwachsenden Mädchen zu echten katholischen Frauen heranzubilden. Ihre Sorge galt sowohl den jungen Mädchen auf dem Lande wie in der Stadt.

Sie wurde dann nach Hildesheim versetzt und wirkte als geschätzte Lehrerin an verschiedenen Schulen. Der größte Teil ihrer Tätigkeit war an der Hohnsen-Schule. Frl. Jünemann verstand es mit pädagogischem Geschick, mit Klugheit und Lehrbegabung, ihren Schülerinnen viel Wissenswertes zu vermitteln, aber noch mehr sie zu erziehen in ihrer feinen, eigenen Art und Mütterlichkeit, getragen von einer tiefen, gelebten Religiosität. Besonders den großen Mädchen gab sie vor ihrem Eintritt in den Beruf edles, frauliches Sein mit.

Was sie forderte, lebte sie selbst vor in stiller Zurückhaltung. In den Kindergottesdiensten in St. Godehard zu Hildesheim war Frl. Jünemann stets bei ihren „Kindern"; denn sie wußte, daß nur vertiefte Gottverbundenheit im Leben voranbringen konnte, daß das Beispiel das beste Mittel der Erziehung ist. Mutig und unerschrocken hielt sie auch in den Jahren des Nazismus stand und wirkte somit stark durch ihr tapferes Beispiel.

Im Kollegium der Schule war sie immer hilfsbereit und zuvorkommend. Ihre Vorgesetzten schätzten sie als tüchtige, eifrige Lehrerin.

Dem Verein katholischer deutscher Lehrerinnen, deren zweite Vorsitzende sie in Hildesheim war, hielt sie allzeit die Treue und widmete ihm manche Arbeitsstunde.

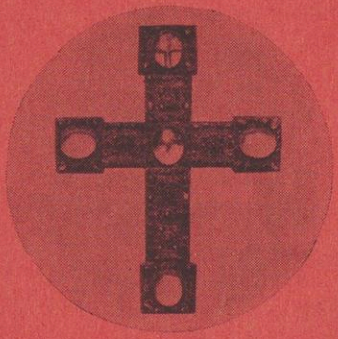
Dem Heimatverein der Diözese Hildesheim war sie sehr zugetan. Sie liebte ihre Heimatstadt Hildesheim mit all dem Schönen, was früher da war. Durch ihr Wissen und ihr Können, ihre Hingabe und Opferbereitschaft half sie, wo es galt, Gutes zu fördern. Sie liebte die Natur, die Berge und Wälder, die Felder und Wiesen der engeren und weiteren Heimat mit all ihren Blumen, Vögeln und Menschen.

Eine schmerzliche Krankheit zwang sie, viel zu früh von allem Abschied zu nehmen. Am 4. November 1959 vertauschte sie ihre geliebte irdische Heimat mit der allzeit erstrebten ewigen Heimat. Wir wollen ihr danken für ihre Arbeit und ihren Einsatz im Heimatverein des Bistums Hildesheim.

Elisabeth Wiederholt
Rektorin i. R., Hildesheim

UNSERE DIÖZESE

in Vergangenheit und Gegenwart



Zeitschrift des Vereins
für Heimatkunde im Bistum Hildesheim

2. Heft Hildesheim 1960 29. Jahrgang

C 1938

Inhaltsverzeichnis

Robert Figge
Die Marienlegende der Hrotsvitha von Gandersheim . . 1

Konrad Algermissen
Die Konsekratoren der Michaeliskirche in Hildesheim . . 16

Kurt Stöhr
Hildesheimer Dommusik zur Zeit des Barock 46

Otto Blecher
Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1625—1679) 49

Kurt Stöhr
St. Mauritius auf dem Berge und der Hildesheimer Dom im 16./17. Jahrhundert 54

Eberhard Tacke
Ein Eisenhüttenwerk des Fürstbischofs Jobst Edmund von Brabeck im Oberharz (1697) 60

Pater Dr. Frohwin Oslender O.S.B. † 62

Niedersächsische Landesbibliothek Hannover Am Archive 1

Die Marienlegende der Hrotsvitha von Gandersheim

Von Robert Figge, Celle

Die Legende trägt die Überschrift: „Historia nativitatis laudabilisque conversationis intactae Dei genetricis, quam scriptam reperi sub nomine sancti Jacobi fratris Domini" — „Geschichte der Geburt und des gottgefälligen Lebenswandels der reinen Gottesgebärerin, die ich aufgezeichnet fand unter dem Namen des heiligen Jacobus, des Vetters des Herrn." Sie handelt von der Geburt und Jugend der Gottesmutter, der besonderen Patronin der Jungfräulichkeit. Sie hat also ein Thema, das sich für ein Jungfrauenstift besonders eignet. Freilich waren die dominae in Gandersheim keine Nonnen; sie konnten aus dem Stift austreten und auch heiraten.

Die canonischen Schriften bringen über unser Thema kaum etwas. Sie nennen nicht einmal die Namen der Eltern Marias. Daher mußte die Dichterin hier wohl oder übel zu den apocryphen Quellen greifen, die zwar nicht im Gottesdienst der Kirche verlesen wurden, aber, aus dem Orient überliefert, im Mittelalter in aller Hände waren und insbesondere auch die bildende Kunst reichlich mit Stoff versorgt haben. Wegen ihres z. T. recht phantastischen Inhalts waren sie sogar besonders beliebt[1].

Die in der Dichtung erzählte Marienlegende, deren Inhalt Giotto teilweise in seiner weltberühmten Bilderreihe in der Arenakapelle zu Padua in so ergreifender Weise dargestellt hat, will Hrotsvitha dem sog. Evangelium des Jacobus des Jüngeren entnommen haben. Ein solches gibt es in der Tat. Es stammt aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. (Text bei Tischendorf, S. 1 bis 50.) Aber da dieses in griechischer Sprache abgefaßt ist, wird es die Dichterin wohl nicht haben benutzen können. Doch gibt es noch eine lateinische Bearbeitung der Jugend

[1] Tischendorf: Evangelia apocryph. 1876, Hennecke, Neutestamentliche Apocryphen. 2. Aufl., 1934, und neuestens noch Wilh. Michaelis: Die apocryphen Schriften zum Neuen Testament (Bremen 1958).

Marias und der ersten Kindheit Jesu, die ihren Stoff jenem Jakobusevangelium entnimmt. Sie enthält dann aber noch andere Erzählungen aus der Kindheit des Herrn, z. T. recht abgeschmackter Art, die auch aus einem apocryphen Thomasevangelium stammen. Diese lateinische Arbeit, die heute unter dem Namen Pseudomatthäusevangelium geht, ist in ihrem ersten Teil offensichtlich Hrotsvithas Quelle gewesen. An sie hat sich die Dichterin eng angeschlossen. Nur dort, wo die Vorlage einfach die canonischen Erzählungen wiederholt, hat sie gekürzt. Hrotsvitha wollte ja in der Hauptsache nur das bringen, was man sonst in der Kirche nicht oder nur selten hört:

Rarius in templo, quae creduntur fore dicta (v. 542).

Die Dichterin wußte also genau, daß es sich hier um apocryphe Berichte handelte und hatte sich ja auch in der Vorrede zu ihren Werken deshalb schon entschuldigt. Auch hat sie einige Stellen fortgelassen, die für die Ohren der Stiftsfrauen ungeeignet waren. Das 903 Verse umfassende Gedicht enthält zunächst einen Prolog in Distichen. Dann folgt die eigentliche Erzählung in einfachen leoninischen Hexametern[2].

Der Prolog beginnt mit einer Anrufung Mariens, der „Unica spes mundi", der „Dominatrix inclita caeli", der Hoffnung der Welt, der Königin des Himmels, der „Lucida stella maris", des Meeressterns, der durch die Geburt ihres Sohnes der Welt das Leben wiedergegeben, das sie durch die Sünde der Stammutter verloren habe (quam virgo perdiderat vetula). Dann bittet die Dichterin die Gottesmutter um ihren Beistand für ihre schwachen Kräfte, damit sie nicht verlorengehe und einst den ewigen Lohn erhalte.

Die Erzählung beginnt dann mit einer Zeitangabe: Seit Erschaffung der Welt waren 1000 Lustren, d. h. 5000 Jahre vergangen. Nun begann das selige sechste Zeitalter, von dem die Propheten verkündet hatten, daß nun der Erlöser erscheinen würde[3].

Bei Beginn des sechsten Zeitalters lebte ein reicher Mann aus dem Stamme Judas, der Eigentümer großer Herden, mit Namen Joachim. Er war ein frommer und wohltätiger Mann. Stets überwies er ein Drittel des Ertrages seiner Herden den Armen, ein weiteres Drittel den Priestern. Nur den Rest behielt er für sich und die Seinen. Er tat

---

[2] Leoninische Hexameter sind solche mit Innenreim, z. B. Sed mage purpureum laudare perenniter agnum. Die Antike kannte den Reim noch nicht. Die Reimbildung ist erst mittelalterlich.

[3] Das damalige Denken teilte die Weltgeschichte in sechs Zeitalter: 1. bis zur Sündflut, 2. bis zu Abraham, 3. bis David, 4. bis zur babylonischen Gefangenschaft, 5. bis zur Geburt Christi. Das 6. Zeitalter sollte dann bis zum Endgericht dauern, das man erwartete.

also erheblich mehr, als das Gesetz verlangte, das nur den Zehnten forderte. Wegen dieses Wohltuns ruhte auch Segen auf seinem Besitze. Verheiratet war er mit Anna, der Tochter des Achar aus dem Stamme Davids. Die Namen Joachim und Anna kennen wir aus den canonischen Schriften nicht. Dem Paare waren in 20jähriger Ehe keine Kinder beschert worden, was nach jüdischen Begriffen sehr drückend und beschämend war. Einst wollte Joachim zusammen mit anderem Volke im Tempel das Opfer darbringen. Da wurde ihm von Ruben, dem Schreiber des Tempels, vor allem Volke der Zutritt zum Altare verwehrt mit den Worten:

„Non licet incensum, dixit, te tangere sanctum,
Munera nec domino praestat dare sacrificando,
Te quia despexit, sobolis cum dona negavit" (v. 91 bis 93).

„Dir gebührt es nicht, den heiligen Weihrauch zu berühren und dem Herrn zu opfern. Denn Gott hat dich gezeichnet, indem er dir Nachkommen verweigert hat."

Ob der ihm vor allem Volke so angetanen Schmach verließ Joachim den Tempel, kehrte nicht einmal zu seiner Gattin zurück, sondern ging hinaus in die Wälder zu seinen Herden, um dort in der Einsamkeit zu weilen und auch sein Leben zu beschließen. Fünf Monate weilte Joachim in der Ferne. Seine Gattin wußte gar nicht, wo er geblieben war. Sie klagte daher ihr Leid dem Herrn und fragte ihn im Gebet, warum er ihr auch das noch angetan habe. Durch ihre Kinderlosigkeit — das größte Leid für den jüdischen Menschen — sei sie doch schon genug geschlagen. Während sie nun so klagte und weinte, sah sie in einem Lorbeerbaum zu ihren Häupten ein Vogelpaar seinen Jungen ein Nestlein bauen. Da brach sie von neuem in Klagen aus. Gott habe doch allem Getier, den Fischlein, dem Vieh, den Schlangen und den Vögeln die Freude der Nachkommenschaft gegeben. Nur sie sei davon ausgeschlossen. Anna erinnert Gott daran, daß sie einst gelobt habe, ihr erstes Kind dem Herrn zu weihen, wie das ja auch eine andere Anna, die Mutter Samuels, getan habe, als ihr anfänglich die Nachkommenschaft versagt zu sein schien (1. Samuel I. 11).

Während sie so in Trauer versunken war, erschien ihr ein Engel und hieß sie, ihren Schmerz von sich zu tun. Denn sie werde doch ein Kind gebären, das hoch gepriesen sein werde unter allen Völkern:

„Exue maerorem, cordis depone dolorem,
Consilioque Dei germen tibi credito summi;
Hoc, quod ventre tuo procedet tempore certo,
Vere fiet idem populis mirabile cunctis" (v. 143 ff.).

Anna war ob dieser Erscheinung zunächst entsetzt. Um ihre Ruhe wiederzufinden, legte sie sich auf ihr Lager und betete. Dann rief sie ihre Magd zu sich. Diese aber erschien nur unwillig. Deswegen zur Rede gestellt, sagte sie ihrer Herrin ins Gesicht, sie verdiene gar keine Achtung, da der Herr sie ja durch ihre Unfruchtbarkeit gezeichnet habe. So mußte Anna auch noch diesen Schimpf über sich ergehen lassen, wie ihr Gatte die Schmach im Tempel erduldet hatte.

Zu gleicher Zeit erschien der Engel auch dem Joachim bei seinen Herden und befahl ihm, sogleich zu seiner Gattin heimzukehren. Joachim erkannte den Boten Gottes zunächst nicht und lehnte daher die Rückkehr in die Stadt ab, wo er so große Schmach erduldet hatte. Aber der Engel gab sich als civis caelestis, als Himmelsbürger, zu erkennen. Dann tröstete er den unglücklichen Mann und sagte ihm, er habe auch seinem Weibe Trost gewährt. Sie werde eine Tochter empfangen, die gepriesen sein werde durch alle Jahrhunderte. Der Heilige Geist werde auf ihr ruhen, und sie werde ein Segen sein für alle Menschengeschlechter.

„Hocque tibi dico, quod mox praenobilis Anna
Concipiet natam cunctis saeclis venerandam.
Haec inter natas hominum fiet sacra cunctas,
Spiritus et merito sanctus requiescet in illa;
Ac per quam veniet mundo benedictio summa,
Nec primam similem nec fertur habere sequentem" (v. 180 ff.).

Darum solle er jetzt zu seiner Gattin heimkehren. Joachim, ob dieser Nachricht hoch erfreut, bat darauf den Engel, als dessen Knecht sich bezeichnend, bei ihm als Gast zu bleiben. Aber der himmlische Bote verwies dem Joachim, daß er sich seinen Knecht nenne und lehnte auch ab, an seinem Mahl teilzunehmen. Denn er lebe nur von himmlischer Speise, d. h. von der Gegenwart Gottes: „Quem pascit domini semper praesentia summi" (v. 200).

Joachim solle daher das Mahl, das ihm zugedacht, dem Herrn als Opfer darbringen. Aber Joachim zögerte. Dürfe er denn überhaupt opfern, da doch im Tempel sein Opfer zurückgewiesen sei. Doch er ließ dann seine Bedenken fallen, da ihn der Engel das Opfer geheißen hatte. Also opferte er. Im Rauche des Opfers stieg der Engel zum Himmel auf.

Nun setzt Hrotsvitha mit ihrer Erzählung aus und erinnert daran, daß mit dem geschilderten Ereignis die Erlösung der Menschheit begonnen habe. Sie sagt: Einst hätten die cives caelestes und die erdgeborenen Menschen (terrigenae) in Liebe und Eintracht zu-

sammengelebt. Dann aber hätte sie die Sünde getrennt. Nun solle die Zwietracht wieder ein Ende nehmen und die Gnade Gottes über die Erde leuchten. Da habe auch die Schar der Engel erkannt, daß Gott wieder gnädig gesinnt war. Er wollte ja in dieser Zeit seinen eigenen Sohn in den Schoß einer Jungfrau senden. Der, welcher vor aller Zeit (sine principio) aus dem Vater hervorgegangen war, sollte nun in der Zeit (sub tempore) aus einer Jungfrau Fleisch annehmen und so die Menschen erlösen. Dann sollte der böse Feind keine Macht mehr über die Welt haben. Der Geist des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes (numen patris et nati quoque pneumatis almi), einfach in der Wesensnatur (aequali forma), aber dreifach in der Person (sub nomine trino) werde dann bis ans Ende der Tage den Erdkreis regieren (v. 209—225).

Derartige theologische Exkurse liebte Hrotsvitha sehr. Besonders befaßt sich ihr Denken immer wieder mit dem Problem der Dreifaltigkeit. Dieses hatte ja auch sonst die ältere Gottesgelehrsamkeit bis zu den Tagen der Dichterin ständig beschäftigt. Immer neue Erklärungen hatte man versucht, bis man endlich eine Deutung gefunden zu haben glaubte, die seitdem in der abendländischen Kirche die herrschende ist und die auch Hrotsvitha vertritt. Und doch gilt immer noch das, was der größte christliche Dichter des Mittelalters, Dante, hierzu sagt:

„Tor ist, wer hofft, daß die Vernunft des Menschen
Die endlos weite Bahn durchlaufen könne
Der einen Wesenheit in drei Personen.
Begnügt euch mit dem ‚Daß' — al quia — ihr Menschenkinder.
Denn könntet alles ihr durchschauen, so brauchte
Maria ja nicht Mutter erst zu werden" (Purg. III, v. 36 ff.).

Nach dieser Abschweifung kehrt Hrotsvitha wieder zu ihrer Erzählung zurück. Als der Engel Joachim verlassen hatte, war dieser zunächst ganz bestürzt und außer Sinnen. Regungslos lag er da. So fanden ihn seine Hirten. Als er wieder zu sich gekommen war, erzählte er diesen sein Erlebnis. Er konnte immer noch nicht glauben, was ihm offenbart war und sich daher auch nicht entschließen, entsprechend dem Gottesbefehl heimzukehren. Erst als ihn die Hirten nochmals ermahnt hatten, dem Willen des Herrn nachzukommen — nach der Quelle der Dichterin mußte sogar der Engel nochmals erscheinen —, brach er endlich auf und kam mit seinen Herden nach 30 Tagen zu seiner Stadt.

Inzwischen aber war der Engel nochmals zu Anna gekommen und hatte sie geheißen, ihren Gatten am goldenen Tor der Stadt Jerusalem zu erwarten. Das war eines der 13 Tore der Stadt, das vom

Berge Moria (dem Tempelberge) zum Tale Josaphat nach Osten zu führte. Hier trafen sich dann die Gatten und begrüßten sich herzlich, voll Dank gegen Gott. In ihrer Freude warf sich Anna ihrem schon tot geglaubten Gatten um den Hals und rief: „Ehre sei dir, du Spender aller Gaben, der du mir ohne mein Verdienst solche Freude bereitet hast. Siehe, ich habe meinen lieben Mann wieder bei mir, nachdem ich so lange verwitwet war. Ich bin unfruchtbar gewesen und soll nun ein Kindlein empfangen." So sprach sie, und alles umstehende Volk freute sich mit ihr.

Aus dieser rührenden Szene hat auch Giotto in Padua sein schönstes Bild gestaltet. Nach neun Monaten brachte dann Anna die Tochter zur Welt[4].

Die Tochter, die Anna dann zur Welt brachte, war die Gottesmutter, die zu allen Zeiten gepriesen werden wird. Die Priester segneten das Kind, und vom Himmel herab erklang eine Stimme, das Mädchen solle den Namen Maria tragen. Es sei der leuchtende Stern in der Krone Christi, des ewigen Königs. Diese kleine Szene ist eine eigene Erfindung der Dichterin. In ihrer Quelle findet sie sich nicht.

Nachdem das Kind zwei Jahre alt geworden war, brachten die Eltern, die ja ihre Erstgeburt dem Herrn gelobt hatten, die Tochter in den Tempel, wo sie im Dienste Gottes erzogen werden sollte[5].

Zum Staunen aller, die es sahen, eilte das kleine Kind die 15 Stufen zum Tempel von selbst hinauf, ohne sich nach Kinderart nochmals nach den Eltern umzusehen. In frühester Jugend hatte es also der Welt abgesagt[6].

So von Verlangen nach Gott beseelt war die Kleine also bereits im zartesten Alter. In allem kündigte sich schon die künftige Gottesmutter an. Im Tempel war ihre Zeit eingeteilt in Gebet und Arbeit. Sie übte die beiden Arten der Frömmigkeit, die aktive und die be-

---

[4] Diese Erzählung erinnert an die Geschichte der Elisabeth bei Luk 1, 5 ff., die ja auch zuerst unfruchtbar gewesen war und dann durch ein Gotteswunder doch ihren Sohn Johannes empfing.

[5] Diese Erzählung, die auch oft Gegenstand der Darstellung der bildenden Kunst gewesen ist (z. B. von Tizian), bildet, zusammen mit der Darbringung des kleinen Samuel im Tempel (1 Samuel 1, 11) und der Nachwirkung der römischen väterlichen Allgewalt (patria potestas), die Grundlage für das mittelalterliche Rechtsinstitut der Oblatio. Weniger der freie Wille des Kindes als die Entscheidung der Eltern bestimmte zum geistl. Stand oder zum Klosterleben. „Monachum facit paterna devotio aut propria voluntas" (Konzil von Toledo 623). Ein sehr bedenklicher Satz, der viel Unheil angerichtet hat.

[6] Die Stufenzahl, die auch auf einer Darstellung auf dem Berge Athos wiederkehrt, soll eine besondere symbolische Bedeutung haben (Dölger: Mönchsland Athos, 1942, S. 190).

schauliche: die Frömmigkeit der Martha und der Maria, von denen nach mittelalterlicher Auffassung die letztere höher stand. Die Arbeit bestand im Weben der purpurnen Gewänder für den Gottesdienst. Oft kamen Engel des Himmels zu ihr und ermahnten sie, ja aller irdischen Liebe, die sie vielleicht auch einmal empfinden könnte, zu entsagen. Die Engel brachten ihr auch irdische Speise. Was Maria im Tempel als Kost bekam, gab sie den Armen. Das Kind lebte also wie die späteren christlichen Klosterfrauen, die nur an Gott denken und der Welt völlig abgesagt haben. Aber die israelitischen Tempeljungfrauen sollten nicht, wie später die christlichen Nonnen, immer im Heiligtum verbleiben und in der Ehelosigkeit verharren. Das wäre ganz gegen die jüdische Anschauung gewesen. Nach der Weisung Gottes sollte sich das Volk ständig vermehren bis zur Zahl der Sterne am Himmel (Gen 12.2 und 26). Daher war dort für das christliche Ideal der Enthaltsamkeit kein Raum. Deshalb sollten die Mädchen, wenn sie mannbar geworden waren, den Tempel wieder verlassen und einem Gatten folgen. Diese Zeit war nun auch für Maria gekommen. Deshalb forderte der Priester Abiathar sie als Weib für seinen eigenen Sohn. Bei den Juden warben die Eltern des Mannes bei den Eltern der Frau (Gn 24, 2—61, 34, 1—24 und Richter 14, 2 f.). Die Ehe vollzog sich dann durch Hingabe von sog. Geschenken, d. h. durch Kauf des Mädchens. Aber Maria, die entsprechend dem Gebot der Engel ewige Keuschheit gelobt hatte — der Neue Bund war ja damals im Begriff, das alte jüdische Sittengesetz abzulösen —, lehnte die Vermählung mit dem Sohn des Priesters ab. Die Priester, die so etwas noch nie gehört hatten, waren empört darüber und hielten Maria vor, daß ihr Verhalten den Gesetzen des Volkes zuwider sei. Das Volk solle sich ja vermehren und ausbreiten. Jedoch Maria ahnend, daß sie bestimmt war, die Mutter des Erlösers zu werden, entgegnete, Gott wolle in einem reinen Tempel ruhen und in einer reinen Seele. Er habe keine Freude an denen, die sich von der Begier der Sinne hätten übermannen lassen:

„Nam deus in templo gaudet requiescere mundo
Mentibus et sobriis, nec delectatur in illis,
Crimine quos magno maculat lasciva libido" (v. 391 ff.).

Aus ihrer klösterlichen Einstellung heraus bezeichnet Hrotsvitha also die Ehe als ein crimen, ein Verbrechen. Auch in ihrer Legende von der heiligen Agnes benennt sie einmal die Zuneigung des Gatten zur Gattin als turpis amor, eine schändliche Liebe (dort v. 56). Aber das ist wohl nur eine Übertreibung. Denn in der Gangolf-Legende („Unsere Diözese" 1956) hat sie ja auch einen verheirateten Heiligen geschildert.

Maria läßt nun hier den Einwurf der Priester gegen ihre Meinung nicht gelten. Sie beruft sich ihnen gegenüber darauf, daß auch Abel und der Prophet Elias ehelos geblieben seien. Doch die Priester wollten gleichwohl den Bruch der jüdischen Sitte nicht ohne weiteres hingehen lassen und beschlossen, Gott zu befragen, ob ein solches Gelübde vor dem Herrn überhaupt erlaubt und verbindlich sei. Dem stimmt auch das Volk zu.

Man warf daher zunächst das Los über die 12 Stämme des Judenvolkes, um zu erkunden, ob und aus welchem Stamme Maria einen Gatten nehmen solle. Dieses Los traf den Stamm Juda. Dann wurden alle unbeweibten Männer Judas berufen. Sie erschienen, mit ihnen auch Joseph. Dann wurde geopfert und zu Gott gebetet, er möge jetzt offenbaren, was nun geschehen solle. Der Hohepriester erhielt darauf vom Herrn die Weisung, alle Männer von Juda sollten mit einem Zweige erscheinen und sollten die Zweige im Allerheiligsten des Tempels niederlegen. Von wessen Reis dann eine Taube aufsteige und gen Himmel fliege, der solle Maria zum Weibe erhalten [7].

So verfuhr man auch hier nach der Weisung. Aber als dann die Männer ihre Zweige wieder aus dem Tempel geholt hatten, blieb das Wunder aus. Da fragte man Gott von neuem. Darauf wurde die Antwort, daß noch ein Zweig im Tempel liegengeblieben und von dem Besitzer nicht abgeholt worden sei. In der Tat hatte Joseph, ein schüchterner Mann, von nicht schönem Aussehen (abjectus forma), seinen Zweig aus Menschenfurcht nicht abgeholt. Als man nun gleichwohl dessen Zweig herbeibrachte, vollzog sich das Wunder. Eine Taube flog gen Himmel. Doch Joseph sträubte sich gleichwohl, berief sich auf sein Alter und bat, man möge doch Maria lieber dem Priestersohn als Gattin geben. Aber man verwies ihn auf den Befehl des Höchsten, und so wurde die Vermählung vollzogen, die ja als Sponsalizio so oft Gegenstand der bildenden Kunst geworden ist [8].

Joseph hatte aber noch eine Bedingung gestellt, und diese war ihm

---

[7] Solchen sog. weisenden Tieren begegnen wir in Sage und Legende vielfach. Meist sind es Vögel, die den Menschen verborgene Dinge offenbaren. Sie spielten besonders bei Klostergründungen eine große Rolle. Nach Hrotsvitha hatte auch bei der Ermittelung der Stelle für die Abtei von Gandersheim eine weiße Taube eine Rolle gespielt (Primordia Coenobii Gandeshemensis, v. 260). Bei der Gründung des Nachbarklosters Lamspringe hatte ein Lamm durch Scharren auf dem Erdboden eine Quelle freigelegt. Das nahm man dann als Zeichen für den Ort der Gründung.

[8] Giotto in der Arenakapelle zu Padua, Perugino und vor allem Raffael. Nur Giotto hat das Taubenwunder. Bei den andern Künstlern beginnt der Zweig zu blühen.

auch bewilligt worden. Fünf ihrer Gespielinnen sollte Maria mit sich nehmen dürfen, die Sephiphora, die Zabel, die Susanne, die Abigea und die Rebekka. An dieser Stelle weicht übrigens Hrotsvitha etwas von ihrer Quelle ab. Nach Hrotsvitha wollte Joseph Maria zu seinem Weibe nehmen, wie das ja auch dem canonischen Bericht entspricht. Nach dem Pseudomatthäus (c. 8) aber hatte er zunächst vorgehabt, sie nur zu sich zu nehmen, um sie später einem seiner Söhne zur Frau zu geben. Denn nach dieser Quelle war er schon vorher einmal verheiratet gewesen und hatte aus dieser ersten Ehe fünf Söhne und zwei Töchter. Die Dichterin aber folgt, wie gesagt, der kirchlichen Überlieferung.

Maria also zog mit ihren Gespielinnen in das Haus des Joseph. Die Mädchen webten dort weiter die feinen Gewänder für den Gottesdienst aus allerlei edlen Stoffen. Maria aber, die künftige Gottesmutter, webte den Purpur für das Allerheiligste.

Nachdem dann Maria eine Zeitlang im Hause ihres Gatten geweilt hatte, kam der Engel zu ihr, und es trat dann das Ereignis ein, von dem auch die canonischen Schriften berichten. Der Engel Gabriel verkündete ihr, daß sie die Mutter des Erlösers werden sollte.

Einige Zeit darauf bemerkte Joseph, daß Maria ein Kind erwartete. Er konnte sich das gar nicht anders erklären, als daß Maria von einem andern Manne schwanger sei. Daher verfiel er in tiefe Trauer und erwog, ob er Maria nicht verstoßen solle. Aber es erschien ihm ein Engel und brachte ihm Trost. Der Engel offenbarte ihm, daß sich hier ein Wunder vollziehe. Daher solle er Maria bei sich behalten und das Kind behüten. An dieser Stelle hat die Dichterin die Erzählung ihrer Quelle etwas abgeändert. Nach dieser ist Joseph fünf Monate auswärts auf Zimmermannsarbeit gewesen und stellte dann fest, daß sein Weib ein Kind erwartete. Er war empört und stellte Nachforschungen an, wie das denn gekommen sein könnte. Die Gespielinnen teilten ihm dann mit, daß ein Engel bei Maria gewesen sei, um ihr Himmelsspeise zu bringen. Da antwortet Joseph schroff, das könne kein Engel, sondern müsse ein fremder Mann gewesen sein, der sich wohl unter der Gestalt eines Engels bei Maria eingeschlichen hätte (cap. 10). Auch müssen sich nach dem Pseudomatthäus Maria und Joseph noch einem Gottesurteil unterziehen: Joseph dafür, daß er Maria nicht vergewaltigt habe, Maria dafür, daß sie die Ehe nicht gebrochen habe. Sie müssen „potare aquam potationis Domini" den Trank des Herrn trinken und siebenmal um den Altar Gottes herumgehen. Die beschuldigte Ehefrau hatte dabei einen Reinigungseid zu schwören und dann einen Becher Wasser auszutrinken, in den ein Pergamentstreifen

mit einem Fluchspruch hineingeworfen war. Im Falle eines Meineides sollten dann gewisse Krankheitserscheinungen bei der Frau auftreten. Blieb dagegen der Trank ohne Folgen, so bedeutete das Schuldlosigkeit. Das Besondere und Eigentümliche war nun hier, daß auch der Mann sich der Probe unterwerfen mußte. Da nun in diesem Falle keine schlimmen Folgen eintraten, waren also Maria und Joseph gerechtfertigt. Man pflegt wohl meist das sog. Gottesurteil für eine eigentümlich germanische Rechtseinrichtung zu halten. Der arabische Geograph Qazwini (13. Jh.), der auf Grund von Reiseberichten aus der Ottonenzeit die damaligen deutschen Verhältnisse beschreibt, hält das Gottesurteil für etwas typisch Abendländisches, das in anderen Kulturkreisen nicht vorkomme [9].

Das ist aber nicht richtig. Die meisten anderen Völker kennen in der Frühzeit diese Art des Beweisverfahrens, so die Griechen (Sophokles, Antigone, v. 264) und auch die Juden in der oben beschriebenen Form, s. Numeri 5, 11. Vom Gottesurteil aus dem germanischen Bereich haben wir bei Hrotsvitha ja auch schon in der Gangolf-Legende gehört („Unsere Diözese" 1956).

Kurz darauf erging dann der Befehl des Kaisers Augustus, und das Elternpaar reiste nach Bethlehem. Auf der Wanderung erblickte Maria auf einmal im Geiste zwei Gruppen von Menschen, die einen lachend und froh, die andern jammernd und klagend. Als sie dem Joseph davon berichtete, verwies er — alt und grämlich wie er war — ihr solche törichten Reden, denn er selbst hatte ja nichts gesehen. Aber ein Engel erschien und verkündete, die frohen Menschen seien die Heiden, die das Wort Gottes annehmen würden, die klagenden seien die Juden, die es harten Herzens von sich weisen würden.

Dann erfolgte die Geburt Jesu, aber nicht wie nach unserer Überlieferung in einem Stalle, sondern in einer Höhle, wie es der Tradition der Ostkirche entsprach. Beim Eintritt Marias in die Höhle erstrahlte diese in hellem Glanze. Hier geschah dann die Geburt des Kindes, die durch alle Zeiten gepriesen und den Frieden wiederherstellen würde zwischen den Bürgern des Himmels und den Bürgern des irdischen Reiches: „Pacem caelicolis fecit cum civibus orbis" (v. 580).

Gleich nach der Geburt rief Joseph zwei Wehmütter herbei. Die eine, Zelemi, glaubte sogleich, daß hier eine Jungfrau geboren habe. Die andere, Salome, war ungläubig und wollte sich erst durch Betasten überzeugen. Doch wie sie nur die Hand dazu ausstreckte, ward diese sofort gelähmt. Da jammerte sie und klagte. In jüdischer Selbst-

---

[9] Georg Jacob: Arabische Berichte von Gesandten an germanischen Fürstenhöfen. In: Quellen z. deutschen Volkskunde, Heft 1, S. 21 ff., 1927.

gerechtigkeit — more iudaico —, wie die Dichterin ausdrücklich sagt, beschwerte sie sich über das ihr nach ihrer Meinung zu Unrecht geschehene Geschick. Denn sie habe doch so viel Gutes getan und so viele Wohltaten gespendet. Aber ihr wurde auch wieder geholfen. Ein Engel erschien und befahl ihr, das neugeborene Kind zu berühren. Sie tat dies und wurde darauf sogleich geheilt [10].

Nun folgt, ähnlich wie in den canonischen Berichten, die Verkündung der Hirten, die Beschneidung, die Namengebung und die Anbetung durch die drei Weisen. Die drei Gaben der Magier deutet Hrotsvitha ohne Vorbild in den Evangelien und dem Pseudomatthäus wie folgt: Weihrauch sei die Gottheit, Gold die Menschheit und Myrrhe das Leiden des Erlösers. Man hat versucht, diese Gaben so oder so zu deuten, ohne daß man darüber einig geworden ist. Sogar politisch hat man sie ausdeuten wollen. Man hatte gesagt, Weihrauch sei das Zeichen der geistlichen, Gold das Symbol der weltlichen, irdischen Gewalt. Beides sei dem Erlöser gegeben. Der Papst sei Christi Stellvertreter. Er vereinige daher auch beide Gewalten in seiner Person. Daher sei er auch Oberherr über die weltlichen Fürsten. Anders, im Sinne der sog. Zweischwerter-Theorie ausgedrückt, es seien dem Papste beide Schwerter verliehen worden (Dante, Monarchia III, 7).

Nach den Evangelien, dem Pseudomatthäus und auch nach Hrotsvitha hatten bekanntlich die drei Magier von Herodes (Antipas), den sie schon bei ihrer Ankunft aufgesucht hatten, die Weisung erhalten, ihm nachher zu berichten, wo sie den neuen König der Juden gefunden hätten. Aber inzwischen war Herodes, wie die Dichterin aus eigener Erfindung einfügt, nach Rom berufen worden. Er war in Verdacht gekommen und sollte nach der Lex Romana des Hochverrats (crimen laesae maiestatis) angeklagt werden; und mit Recht, sagt die Dichterin, weil er dem Sohn des himmlischen Königs nach dem Leben getrachtet habe. Ob Hrotsvitha hier an eine bestimmte Reise des Herodes zum Kaiser gedacht hat, ist nicht mit Bestimmtheit zu sagen.

Erst nach zwei Monaten kehrte Herodes zurück. Während dieser Zeit spielte in der Dichtung die bekannte Szene mit dem greisen Simeon. Nach seiner Rückkehr beschloß dann der grausame Tyrann den Kindermord. Inzwischen aber hatte sich Joseph mit den Seinen nach Ägypten aufgemacht, um der Verfolgung zu entgehen. Die Evangelien berichten nur kurz über die Flucht. In der Dichtung aber wird sie mit allen dabei angeblich vorgefallenen Wundererscheinungen näher geschildert. Aus einer Höhle, in der Maria mit dem Kinde

[10] Angeblich alte Darstellung dieses Ereignisses in der ehemaligen Kapelle des Papstes Johann VII. (705-7), der alten Peterskirche in Rom.

rastete, schossen plötzlich Schlangen hervor. Aber das Christuskind stieg vom Schoße der Mutter herab und trat den Untieren entgegen. Da beteten diese den Herrn an. Zugleich verwies das Kind den Eltern ihre Angst, da sie doch wüßten, daß in ihm die Kraft des Allmächtigen wohne: „Quamvis humanis sim parvus homuncio membris, vir tamen omnipotens summo sum numine pollens" (v. 725 f.).

Dann ging die Wanderung durch die Wüste weiter. Löwen und Panther, die den Flüchtlingen entgegenkamen, legten sofort ihre Wildheit ab. Sie vereinigten sich mit den mitgeführten Haustieren, schritten der Heiligen Familie voraus und zeigten ihr den Weg. Als man dann in der sengenden Glut der Wüste an einen hohen, mit Früchten behangenen Palmbaum kam, verlangte Maria nach den Früchten. Barsch wies Joseph darauf hin, daß der Baum viel zu hoch sei und Wasser viel mehr vonnöten wäre. Jedoch auf Befehl des göttlichen Kindes neigte sich der Baum und bot den Wanderern seine Früchte dar. Er erhob sich erst wieder auf erneuten Befehl. Zugleich legten seine Wurzeln eine Quelle frei, so daß diese auch noch Wasser spendete. Dafür verhieß das Gotteskind, seine Engel würden ihn ins Paradies verpflanzen und von nun an werde die Palme der Preis für Siege im Kampfe sein. Alle Helden in der Dichtung der Hrotsvitha erhalten ja auch am Ende ihrer Leiden als getreue Kämpfer für Christo, als milites Christi, die Palme. Von ihnen sollte es heißen: „Ad palmam magni venisti namque triumphi" (v. 801) [11].

Auf den weiteren Wanderungen kürzte das Christuskind durch ein Wunder die weite Wegstrecke ab. Dann zogen die Flüchtlinge in die erste ägyptische Stadt Sotine ein. Sie traten dort in einen Göttertempel. In diesem Augenblick fielen vor dem Christuskinde, dem Heiland der Welt, alle Götterbilder zerschmettert zu Boden. Das wurde dem Herrn der Stadt, Aphrodisius, gemeldet. Er kam mit seinem Gefolge herbei und bekehrte sich mit den Seinen [12].

Damit schließt die epische Erzählung, die, wie schon am Anfang gesagt worden, auch oft Gegenstand der bildenden Kunst war und auch im religiösen Schrifttum verwendet worden ist. Die berühmte Legenda aurea des Erzbischofs Jacopo da Voragine von Genua († 1296) bringt sie, ähnlich wie Hrotsvitha, zu dem Feste „De nativitate Mariae

---

[11] Die Erzählung von dem Palmbaum hat auch Selma Lagerlöf in ihre Christuslegenden aufgenommen. Die Antike, die vorchristliche Zeit, hatte als Siegeszeichen meist den Lorbeer. Aber auch der Palmenzweig wird als solcher genannt, s. z. B. Vergil Aeneis v. 472 und 518. Dagegen wieder der Lorbeer ebendort v. 539.

[12] Darstellung dieser Szenen auf einem alten Mosaik in Santa Maria Maggiore in Rom.

virginis" (cap. 131 der Ausgabe von Grasse, 1881). Der epischen Erzählung fügt die Dichterin aber noch einen feierlichen Hymnus an (v. 863 ff.):

„O laudanda tuae virtutis gloria, Christe,
O miranda sacrae semper mutatio dextrae,
Qui nutu tacito potis es disponere cuncta!
Qui volet ergo tuae pietatis munera magnae,
Unice nate Dei summo s i m i l i s genitori,
Mirari digne merita vel dicere laude,
Qui nostri causa fecisti tanta stupenda?"

„Preiswürdiger Christus, der du alles durch deinen Willen vermagst. Staunend stehen wir vor deiner Gnade.
Der einzige Sohn des Vaters und diesem gleich [13]".

„T u s i n e p r i n c i p i o natus de patre superno
Per praecepta patris complesti viscera matris,
Ex hoc corpoream summens s u b t e m p o r e formam."

„Du bist v o r a l l e r Z e i t vom Vater gezeugt und hast i n d e r Z e i t, nach dem Willen des Vaters, Fleisch angenommen aus dem Schoße deiner Mutter."

„Quique vales proprio mundum concludere palmo,
Panniculis stringi non raris haut respuisti;
Et qui stellato resides solio super aethra,
Parvo praesepi contractus procubuisti."

„Der du die ganze Welt in deiner Hand hältst, hast es nicht verschmäht, in gemeine Windeln gewickelt zu werden. Der du über den Sternen thronst, hast dich gewürdigt, in einer engen Krippe zu liegen."

„Et qui multigenis imponis nomina stellis
Ac pluviae gittas, pelagi quoque solus arenas
Rite potes nummero per te comprendere certo,
Ut fragiles pueri patienter conticuisti,
Tempore virgineas quo suxisti pie mammas."

„Der du den Sternen die Namen gabst und allein die Tropfen des Regens und die Sandkörner des Meeres gezählt hast, bist wie ein hilfloses Kind verstummt, als du an der jungfräulichen Brust deiner Mutter lagst."

---

[13] Hrotsvitha wählt für das Wort „gleich" similis. Das heißt aber eigentlich nur ähnlich und ist der Ausdruck der Arianer. R e c h t g l ä u b i g müßte es r i c h t i g e r h e i ß e n: a e q u a l i s!

„Insuper Herodem nulla formidine regem,
Sed sola certe fugisti pro pietate,
Quo carnis veram demonstrare pie formam."

„Nicht aus Furcht vor Herodes, sondern aus Erbarmen mit den Menschen bist du geflohen, um dich als wahrer Mensch zu erweisen." Christus ist also nicht nur wahrer Gott, sondern auch wahrer Mensch. Er hat einen wirklichen Menschenleib angenommen, nicht einen Scheinleib, wie die Haeresie des Doketismus lehrte, der sich scheute, den Gottessohn mit der nach seiner Ansicht aus dem Bösen entstammenden Materie zu verknüpfen. Denn auch die Materie ist als Gotteswerk gut [14].

„Et mox absque mora fecisti saxea corda
Nam paganorum mollescere non dormitorum
Et sentire tuum solidum per tempora regnum,
Quo te divinis moniti scierent fore signis
Ipsum, qui solo fecisti saecula verbo
Et quem cunctorum cecinerunt carmina vatum."

„Bald wirst du die harten, steinernen Herzen der Heiden erweichen und sie dein beständiges Reich erkennen lassen, auf daß sie wissen, daß du die zeitliche Welt geschaffen hast, du, den die Propheten vorausverkündet haben."

„Hinc g e n i t o r e tuo maneat per saecula cuncta
Gloria de cunctis et laus aeterna creatis,
Qui tibi dilecto nescivit parcere nato,
Et tibi, C h r i s t e decus perpes, victoria, virtus,
Sanguine qui mundum fuso redimis periturum,
F l a m i n e cum sacro saecli per tempora cuncta,
Gratia caelestis per quem conceditur omnis!"

„Ehre sei dem Vater allezeit von allen Geschöpfen, der seinen geliebten Sohn nicht geschont hat, Ehre, Ruhm und Preis sei dir, Christus, der du mit Strömen deines Blutes die Welt erlöst hast. Ehre sei auch durch alle Zeit dem Heiligen Geiste, von dem alle Gnade des Himmels kommt." Also wieder ist es die Dreifaltigkeit, um die die Gedanken der Dichterin kreisen.

---

[14] Doketismus (von δοκεῖν = scheinen) ist die Lehre einer gnostischen Sekte seit dem 2. Jh. Bihlmeyer-Tüchle, KG (^{12}1951). A. v. Harnack, Marcion (^{2}1924). A. E h r h a r d: Die Kirche der Märtyrer. 1932, S. 182 f. und Lexikon für Theologie und Kirche. 2. Auflage 1959, Bd. III, S. 470.

Zum Schluß preist Hrotsvitha nochmals Gott, daß er sie gewürdigt habe, ihm durch ihr Werk Dank zu sagen. „Wie soll ich das dem Herrn vergelten?" „Qualia retribuam factori munera?" Die Engel mögen ihn preisen ohne Unterlaß!

Wie alle Dichtungen Hrotsvithas zeigt auch dieses Werk große Gelehrsamkeit. Darüber hinaus aber ist es aus einem begeisterungsfähigen, gläubigen und damit auch glücklichen Herzen heraus geschrieben. Wie sind da heute die Zeiten ganz anders geworden! Wie der Jüngling in Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild von Sais" haben wir den Schleier von der Natur gerissen. Wir glaubten so die sog. Wahrheit erkannt zu haben, sind aber statt dessen nur tief unglücklich geworden.

Die Konsekratoren der Michaeliskirche in Hildesheim

Von Konrad Algermissen, Hildesheim

Der 10. Abt von St. Michael zu Hildesheim, Theoderich II. († 1205), nennt als Konsekratoren, die die Michaeliskirche am 29. September 1022 weihten, außer dem Erbauer, unserem großen Bischof Bernward, der wenige Wochen danach, am 20. November 1022, starb, eine ganze Anzahl von anderen Bischöfen. Es sind dieses: der päpstliche Legat Friederich, die Erzbischöfe Aribo von Mainz und Gero von Magdeburg und die Bischöfe Hildeward von Meissen, Meinwerk von Paderborn, Arnulf von Halberstadt, Hildeward von Naumburg, Bruno von Merseburg und Wiger von Verden.

Der am 31. Januar 1954 verstorbene Hildesheimer Domkapitular und Prälat Hermann Seeland — bis zu seinem Tode 1. Schriftführer unseres Heimatvereins — spricht einmal in einem seiner Aufsätze von dem „Dichterkreis" von St. Michael. Er will damit sagen, daß die Benediktiner des Hildesheimer Michaelisklosters in dem an sich durchaus edlen und anerkennenswerten Bestreben, den Ruhm ihrer Kirche und ihres Klosters zu mehren, Einschiebsel in alte Urkunden eingefügt und selbst neue Urkunden hergestellt und in eine frühere Zeit datiert haben. Diese Behauptung läßt sich an verschiedenen Beispielen nachweisen. Eines dieser Beispiele ist die obige Aufzählung der zehn Konsekratoren bei der Einweihung der St. Michaeliskirche.

Gott sei Dank, besitzen wir zwei Urkunden, in denen Zeitgenossen Bernwards die tatsächlichen Konsekratoren von St. Michael benennen. Diese Urkunden sind die Lebensbeschreibung des Bischofs Bernward, die von Bernwards Lehrer, Thangmar (gestorben wahrscheinlich am 25. Mai 1003), begonnen und unter seinen und Bernwards Nachfolgern vollendet wurde. Spätere Einschiebsel in die „Vita Bernwardi" von Thangmar seitens der Mönche von St. Michael beziehen sich nicht auf die Konsekration der Michaelis-Basilika, deren Darstellung sicher bald nach Bernwards Tode unter seinem Nachfolger, dem Bischof Godehard (1022-38), dem von Thangmar hergestellten Manuskript angefügt wurde. Den Beweis hierfür geben uns die „Hildesheimer Jahrbücher",

die wahrscheinlich 994 auf Anregung von Bischof Bernward begonnen wurden, und die in ihrer Fortsetzung nach Bernwards Tode „bis 1040 in einem Zuge von einundderselben Hand geschrieben sind“ [1].

In beiden zeitgenössischen Quellen wird kein einziger von den Konsekratoren genannt, die Abt Theoderich aufzählt, wohl aber drei andere Bischöfe, die er nicht nennt. Ich gebe zunächst den Text der beiden zeitgenössischen Urkunden in deutscher Übersetzung:

Im 49. Kapitel der Thangmarschen Vita Bernwardi heißt es: „Im Jahre der Menschwerdung des Herrn 1022, im 21. Jahre der Regierung des Kaisers Heinrich, im 30. Jahre der Weihe des Bischofs Bernward, in der 5. Indiktion, am 29. September, wurde das oben genannte Kloster [2], das zur Pflege des mönchischen Lebens erbaut und mit vielfältigem Schmuck, wie man noch heute sehen kann [3], zu Ende geführt war („multiplicique, velut hodie patet, ornatu perfectum“) in vollster Ergebenheit für die Kirche („cum omni devotione ecclesiasticae religionis“ [4]) geweiht. Sie wurde konsekriert von dem verehrungswürdigen Gründer dieser Kirche, dem **Bischof Bernward, ferner von Unewan, dem ehrwürdigen Erzbischof der Kirche von Hamburg, weiterhin von Eggehard, dem Bischof von Schleswig, und dem ehrwürdigen Bischof der Kirche zu Oldenburg.** Die Weihe fand statt zu Ehren unseres Herrn und Heilandes Jesus Christus und seiner hochgebenedeiten Mutter, der immerwährenden Jungfrau Maria, ferner zur Verehrung des heilbringenden, anbetungswürdigen und lebenspendenden Kreuzes, zur Erlangung des besonderen Schutzes des heiligen Erzengels Michael, der ganzen himmlischen Heerschar [5] und zum Preis und zur Verehrung aller Heiligen Gottes.“

Die „Hildesheimer Jahrbücher“ schreiben über die Konsekration von St. Michael zum Jahr 1022: „In diesem Jahre der Menschwerdung des Wortes Gottes 1022, im 21. Jahr der Regierung des Kaisers Heinrich, im 31. Jahr des ehrwürdigen Bischofs dieser Kirche, des Herrn Bernward, in der 5. Indiktion, am 29. September, wurde das Gotteshaus diesem Kloster übergeben. Es war von dem erwähnten Bischof mit dem größten Bemühen um eine entsprechende Ausschmückung zum Nutzen

[1] Vgl. Winkelmann-Wattenbach, „Die Jahrbücher von Hildesheim“ (²1893) VI.
[2] D. h. das Kloster von St. Michael mit der Klosterkirche, der Michaelis-Basilika, wie aus den Hildesheimer Annalen klar hervorgeht.
[3] Das ist also sicher vor dem 1. 6. 1034 niedergeschrieben; denn an diesem Tage wurde St. Michael durch Blitzschlag stark zerstört: „Laudandum et honorabile exercitium venerabilis viri Bernwardi Episcopi, monasterium sc. Sancti Michaelis Archangeli, Kal. Junii, in vigilia Pentecostes ad vesperam, fulmine combustum et miserabiliter est deterioratum“; Ann. Hild. ad annum 1034.
[4] Gerlach übersetzt: „mit aller kirchlichen Frömmigkeit und Inbrunst“.
[5] Unter diesem Ausdruck sind die neun Chöre der Engel zu verstehen.

für das mönchische Leben erbaut worden und lag außerhalb der Mauern der Stadt Hildesheim[6]. Mit aller Demut und im Glauben der Kirche wurde es geweiht zu Ehren des Erlösers, unseres Herrn Jesus Christus, ferner seiner Mutter, der stets jungfräulichen Maria, sowie des heilbringenden Holzes des anbetungswürdigen und lebenspendenden Kreuzes, in den besonderen Schutz des heiligen Erzengels Michael und aller himmlischen Heerscharen gestellt zum Lob und zur Verehrung aller Heiligen Gottes. Die Weihe erfolgte durch den ehrwürdigen Fürsorger jener Kirche, **Bernward,** sowie durch den hochwürdigen Erzbischof der Hamoburger Kirche, **Unewann,** desgleichen auch von **Ekkihart,** Bischof von Sliesvic, und **Bernhard,** dem ehrwürdigen Vorsteher der Aldenburger Kirche[7], zu einem Bollwerk des kirchlichen Friedens und zum Heil und zum Schutze der Christenheit."

Diese beiden zeitgenössischen Berichte stimmen in allem Wesentlichen überein. Die Darstellung in der Thangmarschen „Vita Bernwardi" hat eine etwas kürzere Fassung. Sie ist wohl bald nach der Konsekration der Michaeliskirche, jedenfalls bald nach Bernwards Tode, niedergeschrieben und könnte dem Hildesheimer Annalisten bei seiner Niederschrift vorgelegen haben, worauf die starke Ähnlichkeit seines Berichtes mit dem in der „Vita Bernwardi" hindeutet. Es handelt sich aber offenbar um zwei selbständige Quellen; denn Bischof Benno von Oldenburg wird vom Hildesheimer Annalisten Bernhard von Aldenburg genannt. Daß dieselbe Person gemeint ist, unterliegt keinem Zweifel, wie wir in den folgenden Ausführungen sehen werden. Benno ist die Verkleinerungsform von Bernhard.

Bezeichnend ist vor allem die Tatsache, daß der jedem Pomp und allen Äußerlichkeiten abgeneigte, ernste Bischof Bernward in seiner niedersächsischen Schlichtheit selbst zur Einweihung seines herrlichsten Werkes nicht eine größere Zahl fremder, weit entfernt wohnender Bischöfe nach Hildesheim einlud, sondern sich mit den zwei heimatvertriebenen, bei ihm jahrelang als Gäste wohnenden Bischöfen Ekkehard von Schleswig und Benno von Oldenburg und deren Metropoliten begnügte. Daß er Ekkehard und Benno zur Konsekration hinzuzog, ergab sich von selber und machte keinerlei Umstände. Es war unstreitig ein Akt besonderer Freundlichkeit Bernwards gegenüber den beiden bei ihm wohnenden Gastbischöfen, daß er zu dieser Feier ihren Metropoliten, den Erzbischof Unwan von Bremen-Hamburg, nach Hildesheim einlud. Außerdem entstammte Unwan dem Geschlechte des

---

6 Darunter ist die Ummauerung der Domburg durch Bischof Bernward zu verstehen.

7 Unter Aldenburg ist Oldenburg in Wagrien, dem östlichen Holstein, zu verstehen.

alten Sachsenführers Widukind. Er war vor seiner Ernennung zum Erzbischof von Hamburg Domherr in Paderborn gewesen und von Kaiser Heinrich II., der mit Bernward sehr befreundet war, als Erzbischof von Bremen-Hamburg eingesetzt. Diese Umstände mögen auch mitgewirkt haben, daß Bernward gerade ihn zur Konsekrationsfeier von St. Michael einlud. Der Hauptgrund aber war offenbar die Tatsache, daß Unwan der Metropolit der beiden heimatvertriebenen Bischöfe Ekkehard und Benno war und Bernward durch die Einladung Unwans diesen beiden Bischöfen eine besondere Freude machen wollte.

Einen anderen Bischof hat Bernward zur Konsekrationsfeier des herrlichsten Werkes der frühromanischen Baukunst nicht eingeladen. Es zeigte sich auch hier jene „ehrfurchtgebietende Bescheidenheit" („auctoritabilis modestia"), die Thangmar an Bernward rühmt, und die sich im Leben Bernwards immer wieder als etwas ihm Selbstverständliches kundtat, so, als er selbst den Kaiser Otto III. in Rom „simplici tantum veste" („in ganz einfachem Gewande") begleitete und vor seinem Tode anordnete, daß die Bahre mit seinem Leichnam nicht, wie es bei vornehmen Männern damals üblich war, mit einer kostbaren Decke, sondern mit einem Bußkleid überdeckt wurde („non pallio, sed cilicio tantum"). Interessant ist es übrigens zu sehen, wie sehr das Vorbild dieses großen, schlichten, einfachen und echt demütigen Bischofs selbst seinen Kaiser beeindruckte. Bernwards Zeitgenosse, Kaiser Heinrich II., sprach bei der Errichtung des Bistums Bamberg den Wunsch aus, daß der Bamberger Domklerus dem Hildesheimer an Einfachheit und Strenge gleichen möge. Vom damaligen Hildesheimer Domklerus heißt es: „Delicatioris vestitus tam nulla illis erat cura, ut gulas, quibus nunc ardet clerus, nescirent etc." Er trug einfache schwarze Kleidung und lehnte jede Art von Verzierungen an der Kleidung und jeden bunten Kleiderschmuck, wie es anderswo üblich war, ab. Heinrich II. versicherte oft, man könne von der strenggeordneten Kleidung eines Geistlichen auf dessen innere Gesinnung und Zucht schließen: „referunt, in tantum placuisse, ut ab exterioris eorum hominis compositissimo habitu interioris religionem sibi experto credendam protestatus etc." [8].

In welcher Weise die drei genannten Bischöfe mit Bernward die Weihe von St. Michael durchführten, ist nicht genau zu bestimmen. Von Benno wird berichtet, er habe die linke Seite der Basilika konsekriert. Unter dieser „linken Seite" dürfte wohl das südliche Seitenschiff mit den sich anschließenden Teilen der Querschiffe zu verstehen

[8] „Fundatio Eccl. Hildesh.", ed. A. Bertram (1897) p. 13 f. „Annalista Saxo" ad annum 1044. H. A. Lüntzel, Gesch. der Diözese und Stadt Hildesheim I (1858), 306. A. Bertram, Gesch. des Bistums Hildesheim I (1899), 67.

sein. Wahrscheinlich hat Bischof Ekkehard das nördliche Seitenchiff mit dem dortigen Teil der Querschiffe geweiht und Erzbischof Unwan das Mittelschiff mit dem östlichen Chor und dem darin stehenden Kreuzaltar. Das Hochchor mit der darunter liegenden Krypta und der Grabstätte Bernwards ist wohl von Bernward selber konsekriert worden. Anzunehmen ist, daß die Konsekrationen der einzelnen Teile gleichzeitig erfolgten. Bei der Konsekration der Altäre des Westchores haben wahrscheinlich alle vier Bischöfe gemeinsam gewirkt, soweit das möglich war. Wir sind hier aber nur auf Vermutungen angewiesen. Was uns in diesem Artikel besonders interessiert, sind die Persönlichkeiten der drei zur Konsekration hinzugezogenen Bischöfe. Über Bernwards Persönlichkeit und Wirken ist das Nötige in der zu seinem diesjährigen Jubiläum von mir herausgegebenen Festschrift dargelegt[9].

Im Jahre 1013 wurde der Domkapitular Unwan (in den Quellen auch Unewann geschrieben) von Paderborn, durch Vermittlung seines Verwandten, des Bischofs Meinwerk von Paderborn, von Kaiser Heinrich II. zum Erzbischof von Bremen-Hamburg ernannt. Er war der 11. Bischof von Bremen und der 9. Erzbischof von Bremen-Hamburg. Um diesen letzten Satz richtig zu verstehen, ist es notwendig, zunächst in einigen Ausführungen auf die Gründung des Bistums Bremen und des Erzbistums Bremen-Hamburg einzugehen.

Das Bistum Bremen

Seit 780 missionierte der Angelsachse **Willehad** aus Northumberland, acht Jahre nach Ausbruch des Sachsenkrieges Karls d. Gr., nach dessen Sieg über die Ostfalen bei Bocholt an der Weser im Jahr 779, im Gebiet zwischen dem Ausfluß von Weser und Elbe. Er war um 770 von England herübergekommen, um in Westfriesland, an der Märtyrerstätte des hl. Bonifatius, dessen Missionsarbeit fortzusetzen. Von Westfriesland ging Willehads Missionsweg weiter nach Ostfriesland und von da ins sächsische Gebiet[10]. Die sächsische und angelsächsische Sprache wichen damals nur wenig voneinander ab; so hatte die Missionspredigt des klugen und gütigen angelsächsischen Missionars zunächst guten Erfolg im Sachsengau Wigmodi, östlich von Bremen. Infolge der Empörung der Sachsen unter Widukind im Jahre 782, der das Blutgericht von Verden folgte, mußte Willehad ins Frankenland flie-

---

[9] Titel der Festschrift: „Bernward u. Godehard von Hildesheim. Ihr Leben und Wirken", 280 Seiten Text u. eine Anzahl von Abbildungen (Verlag Aug. Lax, Hildesheim, 1960).

[10] Vita Willehadi, c. 2-5 (MGSS II, 380 f.). E. Müller, Die Entstehung der sächs. Bistümer (1938) 22 ff. H. Wiedemann, Die Sachsenbekehrung (1932) 46.

hen; sein Missionswerk in Wigmodien wurde von den Sachsen vollständig vernichtet. Er kehrte aber schon 785 in dieses Gebiet zurück, nahm seinen Wohnsitz im Dorfe Bremen, missionierte dort und in den angrenzenden sächsischen und friesischen Gebieten. Zwei Jahre später empfing er, am 13. Juli 787, zu Worms die Bischofsweihe. Obwohl er als erster Bischof von Bremen gilt, kann doch von einem eigentlichen Bremer Bistum bis zu seinem Tode, der am 8. November 789 zu Blexen an der Weser erfolgte, keine Rede sein[11]. Er war Missionsbischof, der in Bremen stationiert war und dort zu Ehren des hl. Petrus eine Holzkirche erbaute, die er am 1. November 789 einweihte, und in der er gut acht Tage später beigesetzt wurde[12].

Willehads Nachfolger, **Willerich,** dessen Abstammung unbekannt ist, wirkte zunächst als Missionar in dem vorhin erwähnten Gebiet, nicht als Bischof. Seine missionarische Tätigkeit im sächsischen Gebiet wurde durch neue Sachsenaufstände bald beendet. Die Sachsen machten alle fränkischen Besatzungen zwischen Weser und Elbe nieder. Karl der Große nahm erneut furchtbare Rache. In den Jahren 795/96 verwüstete er in Wigmodien Dorf für Dorf und deportierte ein Drittel der dortigen männlichen Bevölkerung, angeblich über 7000 Mann, in fränkische Gebiete. Im Jahr 798 erhoben sich die Sachsen nördlich der Elbe gegen Karl, der sie mit Unterstützung der slawischen, noch heidnischen Obodriten, die in den Osten Holsteins eingedrungen waren, besiegte. Da aber trotzdem das gesamte sächsische Gebiet vom Ausgang der Weser bis nördlich über die Elbe hinaus nicht zur Ruhe kam, unternahm Karl d. Gr. einen neuen Zug gegen die nördlichen Sachsen, wobei er von Stade über die Elbe vordrang. Seine Truppen wüteten furchtbar im Gau Wigmodi, wo die zurückgebliebenen Sachsen inzwischen wieder aufgebaut hatten, und in ganz Nordalbingien. Nunmehr ließ Karl d. Gr. ganze sächsische Familien aus diesem Gebiet ins Frankenreich, nach Thüringen, Hessen, Schwaben, Bayern, besonders nach Flandern und selbst ins heutige Nordfrankreich abtransportieren. Sein Hofhistoriker Einhard gibt die Zahl dieser Deportierten auf 10 000 an. Erst jetzt war die Kraft und der Widerstand der Sachsen gebrochen. Im Jahr 804 endete der 32jährige Sachsenkrieg. Im gleichen oder dem folgenden Jahr wurde das Bistum Bremen gegründet, Willerich zu dessen Bischof geweiht[13] und das Bistum Bremen dem Erzbischof von Köln als Metro-

---

[11] Die Stiftungsurkunde des Bistums Bremen von 788 ist unecht, ebenso das sog. Diplom Karls d. Gr. von 803; vgl. Hauck, KG II, 319, Anm. 1, u. Tangl, in „Beiträgen zur brandenburg. u. preuß. Geschichte" (1908) 369 ff. u. 383 f.

[12] Vita Willeh., c. 9 u. 10.

[13] Gesta Hammaburg, eccl. pont., hrsg. von B. Schmeidler, S. 17 f. G. Dehio, Gesch. des Erzbistums Bremen-Hamburg I (1877). E. Müller, a. a. O., 27 f.

politen unterstellt. Das Bistum umfaßte den Wigmodigau, den Bardengau und etliche friesische Gaue. Willerich erbaute in Bremen den ersten steinernen Dom.

Es ist an dieser Stelle wohl zweckmäßig, nach den Gründen zu forschen, weshalb der selbstbewußte, stolze, aber doch seinem ganzen Wesen nach gutmütige Stamm der Sachsen, der die norddeutsche Tiefebene von der Elbe westlich über die Ems hinaus besiedelt hatte und sich von der Eider im Holsteinischen nach Süden bis zum Beginn des Harzes und des Teutoburger Waldes erstreckte, über ein Menschenalter hindurch der Annahme des Christentums widerstand. Diese Gründe sind mannigfacher Art. Der Angelsachse Alkuin, der Vorsteher der Hofschule Karls d. Gr., nennt vor allem den Freiheitssinn der Sachsen, der sich gegen jede Zinspflichtigkeit und Hörigkeit sträubte. In der Pflicht zur Abgabe des Zehnten an die fränkischen Eroberer trat diese verhaßte Zinspflichtigkeit besonders deutlich zutage. Alkuin schreibt im Jahr 796: „Die Zehnten haben den Glauben der Sachsen untergraben; die Priester sollen Prediger der Frömmigkeit, nicht Eintreiber des Zehnten sein. Wenn das leichte Joch Christi mit der gleichen Inbrunst dem äußerst hartnäckigen Sachsenvolk gepredigt würde wie die Leistung des Zehnten, und wenn nicht beim kleinsten Verschulden die strenge Durchführung der gesetzlichen Vorschriften erfolgt wäre, sie würden die Taufe kaum zurückweisen." Und dann wendet er sich an die im Sachsenlande missionierenden fränkischen Priester: „Zur Taufe kann der Mensch gezwungen werden, zum Glauben nicht. Prediger sollt ihr sein und nicht Räuber. Der Apostel Paulus hat einst gesagt: ‚Es wäre mir lieber, ich stürbe, denn daß mir jemand meinen Ruhm sollte zunichte machen. Was aber ist mein Ruhm? Daß ich das Evangelium Christi predige, und zwar umsonst, auf daß ich nicht meine Freiheit am Evangelium mißbrauche.' "

Im Stader Jahrbuch von 1952 hat Hans Wohltmann im einzelnen die Gründe dargelegt, weshalb die Christianisierung der Sachsen so lange dauerte und so blutig und opfervoll war: „Weil die Sachsen in ihrem alten Glauben noch unerschüttert waren. Weil das fränkisch-römische Christentum in Glaube, Sprache und Recht ihnen besonders wesensfremd war." Dieser Satz ist in dem Sinn zu verstehen, daß nicht der christliche Glaube an sich dem sächsischen Wesen widersprach, sondern in der Art, wie er von den fränkischen Eroberern gebracht wurde. Das fränkische Christentum war in vielem zersetzt. Das sächsische Bauernvolk stand, trotz seines Heidentums, sittlich höher als das christliche Volk der Franken. Christliche Priester kämpften im fränkischen Heer mit. Die Verbindung von rein politischer Eroberung und christlicher Missionierung war unglücklich. Karl d. Gr. war ein

genialer Staatsmann und überragender Krieger; aber sein persönliches sittliches Leben litt an schweren Mängeln, von denen die Sachsen in dem langen Krieg sicher manches erfuhren. Unverzeihlich ist seine Härte, die sich nicht nur im Verdener Blutgericht, in der totalen Verwüstung ganzer Gebiete des Sachsenlandes, in den späteren Deportationen von 17 000 Sachsen, sondern schon 782 in der sog. „Capitulatio de partibus Saxoniae" kundtat, wonach unter anderem auch die altherkömmliche Leichenverbrennung und die Taufverweigerung mit dem Tode bestraft wurden. Auch mußte es auf die nordelbischen Sachsen besonders abstoßend wirken, daß im Kampf gegen sie heidnische Slawen eingesetzt wurden. Dadurch trat die kriegerische Eroberung und politische Unterwerfung gegenüber der christlichen Missionierung stark in den Vordergrund. Zu einer milderen Beurteilung Karls d. Gr. soll hier nicht verschwiegen werden, daß auch das altsächsische Gesetz sehr hart war, und daß Karl d. Gr. etliche Jahre nach Schluß des Sachsenkrieges, als sich die Verhältnisse im Sachsenland beruhigt hatten und die ins Frankenland Deportierten hinreichend im Christentum gefestigt waren, ihre Rückkehr in die alte Heimat bewilligte, die dann unter seinem Sohn und Nachfolger, Ludwig dem Frommen, tatsächlich erfolgt ist.

Hans Wohltmann faßt die obigen und andere Gründe für die Schwierigkeit der Sachsenbekehrung in den Worten zusammen: „Weil mit dem neuen Glauben der Verlust sozialer und wirtschaftlicher Freiheit verbunden war. Weil Karl zugleich die politische Freiheit vernichtete und die Sachsen seinem Einheitsreich einverleibte. Weil Karl durch den Zwang bei dem sonst gutmütigen Volke den Trotz weckte. Weil der Krieg die Gegensätze verschärfte und Grausamkeiten mit sich brachte. Weil Karl keine Geduld hatte, sondern kompromißlos seinen Willen durchsetzte. Weil der Adel, früh gewonnen, nicht in Führung, sondern in feindlicher Spannung zur Bauernschaft lebte." Um diesen Satz zu verstehen, ist zu bemerken, daß Karl d. Gr. die sächsischen Adeligen schon früh durch Sicherung und Mehrung ihrer Güter und durch Heiraten mit adligen fränkischen Söhnen und Töchtern auf seine Seite zog, so daß schon beim Verdener Blutgericht der sächsische Adel es war, der die sächsischen Sieger über das fränkische Heer, die dem einfachen Bauernstande angehörten, Karl zur Hinrichtung überlieferte („tradiderunt illos ad occidendum"). Hans Wohltmann schließt mit dem besonders wichtigen Grunde: „Weil bei dem losen sächsischen Staatsverband die Aufstände bald in diesen, bald in jenen Gauen aufflammten, einem glimmenden Brand im Moor vergleichbar, der, an einer Stelle ausgetreten, an anderer wieder auflodert. Bei der selbstän-

digen Stellung der Gaue mußte der zentralorganisierte Einheitsstaat Karls den Sachsen wesensfremd und unerträglich erscheinen[14]."

Nach diesem Exkurs über die Schwierigkeiten bei der Sachsenbekehrung kehren wir zur Missionsarbeit des Bischofs **Willerich von Bremen** zurück. Er hat als 1. Bischof von Bremen von 805 bis zu seinem Tode (4. 5. 838) nicht nur segensreich im Bezirk von Bremen und dem sich östlich anschließenden Wigmodien, sondern auch bereits im nordelbischen Sachsengebiet gewirkt und in Meldorf die erste Kirche für die dithmarschen Sachsen errichtet. Unter ihm wurde Bremen zu einer fest gegründeten, aber nicht fest umschriebenen Diözese. Die Holzkirche Willehads in Bremen ersetzte Willerich durch einen größeren Dom aus Stein und ließ in ihn die Gebeine Willehads überführen. Adam von Bremen schreibt in seiner um 1070 verfaßten „Hamburgischen Kirchengeschichte" über Willerich: „Er sammelte eine sehr große Zahl von Geistlichen; vom Volk aber erwarb er ein großes Besitztum für die Bremer Kirche"[15].

Auf Willerich folgte 838 als 2. Bischof des Bremer Bistums **Leuderich,** vor seiner Bischofsernennung Diakon am Bremer Dom. Er starb am 25. August 845 und wurde im Petrusdom von Bremen an der Südseite des Hauptaltars bestattet. Nach Mitteilung Adams von Bremen galt er für überheblich und hochmütig; ihm sei seine bischöfliche Würde zu Kopf gestiegen[16]. König Ludwig der Deutsche versuchte auf einer Synode sächsischer Bischöfe zu Paderborn im Jahr 845 das Bistum Bremen dem Ansgar zu übertragen. Aus kanonischen Gründen aber beschloß eine Synode zu Mainz am 1. Oktober 847 („iubente rege") die Übertragung des Bremer Bistums an den Erzbischof von Hamburg und die Vereinigung beider Bistümer zu einem Erzbistum Bremen-Hamburg. Das Bistum Bremen hat als solches also nur von 805-845 bestanden und als selbständiges Bistum nur die zwei Bischöfe Willerich und Leuderich besessen.

Das Erzbistum Bremen-Hamburg

Das nordelbische Land der Sachsen reichte vom Ausfluß der Elbe nördlich bis zur Eider und umfaßte vom Westen zum Osten im wesentlichen das westliche und mittlere Holstein; das waren die drei sächsischen Gaue der Diethmarschen, Holsten und Stormarn[17]. Die Christia-

---

[14] H. Wohltmann im „Stader Jahrbuch" (1952), Sonderdruck, Heft 42, S. 16.
[15] Adam von Bremen, a. a. O., I, 18.
[16] Ders., ebd., I, 19.
[17] Ders., ebd., II, 17.

nisierung in diesem Gebiet hatte Karl d. Gr. um 804 dem Bistum Trier übertragen. In Hamburg, dem Hauptort der Stormarn, weihte **Bischof Amalar von Trier** († 814), ein Schüler Alkuins, um 811 die erste Kirche, und zwar zu Ehren der Jungfrau Maria. Sie lag an der Stelle des späteren Domes. Nach dem Tode Amalars „übergab Kaiser Karl die Hamburger Pfarrei einem Presbyter namens **Heridag**[18]. Schon Karl d. Gr. hatte den Plan, den nordelbischen Teil des Sachsenlandes zu einem Erzbistum zu erheben. Aber sein Tod (814) ließ diesen Entschluß vorerst nicht zur Verwirklichung kommen. Sein Sohn und Nachfolger, Ludwig d. Fromme, teilte die Leitung der Christianisierungsarbeit im nordalbingischen Sachsen unter die Bischöfe von Bremen und Verden. Willerich von Bremen gründete, wie oben erwähnt, eine Kirche in Meldorf (Milindorp) im sächsischen Diethmarschen. Außer den beiden nordelbischen Kirchen von Hamburg und Meldorf gab es bis zum Jahre 848 nur noch zwei andere Taufkirchen in Nordalbingien. Das waren die von Heiligenstedten, nordwestlich von Itzehoe, und die von Schönefeld (Scanafeld), nördlich von Itzehoe, beide im Gebiet der Holsten[19].

Bereits im Jahre 831 war das ganze Gebiet nördlich der Elbe, sowohl das sächsische wie auch das von den Dänen, Schweden, Norwegen und den von Osten ins Holsteinische eingedrungenen Slawen bewohnte, dem Benediktiner **Ansgar** übertragen. Er war 801 zu Corbie in der Pikardie geboren, seit 823 Lehrer an der Klosterschule zu Korvey an der Weser und hatte seit 826 bei den Dänen und Schweden missioniert. Im November des genannten Jahres 831 war er zum Bischof von Hamburg geweiht. Seine Bischofskonsekration vollzog Bischof Drogo von Metz, unter Assistenz der Erzbischöfe Ebo von Reims, des späteren Bischofs von Hildesheim, Hetti von Trier und Otgar von Mainz. Ansgar zog darauf nach Rom und erhielt von Gregor IV. (827-844) das Pallium. So wurde Hamburg Sitz eines Erzbischofs, der vom Papst zum Legaten für die Mission im Norden bestimmt wurde. Da Erzbischof Ebo von Reims bereits 823 einen ähnlichen Auftrag erhalten und von 823-826 im Norden gewirkt hatte, bestimmte er seinen Verwandten Gauzbert für die Mission in Schweden. Als dort die anfänglich guten Erfolge durch die heidnischen Schweden zerstört wurden, erhielt Gauzbert bald nach 845 das Bistum Osnabrück. Ansgar missionierte von Hamburg aus mit Eifer in den sächsischen Gebieten nördlich der Elbe. Seine Absicht, die Gebiete systematisch zu christianisieren, wurde infolge der Zerstörung Hamburgs durch die Dänen (845)

---

[18] Vita Anscari von Rimbert, c. 12.

[19] Die Kirche von Schönefeld ist, wie die von Hamburg, vielleicht schon in den Tagen Karls d. Gr. errichtet; vgl. Adam v. Bremen, II, 17. A. Hauck, Kirchengeschichte Deutschlands II ([5] 1935), 700, Anm. 4.

vereitelt. Nach der Vernichtung Hamburgs fand Ansgar Unterkunft im Stift Ramelsloh, bis ihm am 1. Oktober 847 die Leitung des damals begründeten Erzbistums Bremen-Hamburg übertragen wurde. Die erzbischöfliche Würde blieb bei Hamburg, Residenz des Erzbischofs war Bremen. Deshalb zog **Ansgar** von Ramelsloh nach Bremen, wo er als **1. Erzbischof von Bremen-Hamburg** wirkte. Nach langem Streit mit dem Erzbischof von Köln wurde durch Bulle des Papstes Nikolaus' I. vom 31. Mai 864 das früher selbständige Suffraganbistum Bremen aus dem Metropolitanverband Köln gelöst und Bremen-Hamburg als selbständiges Erzbistum nochmals von der höchsten kirchlichen und weltlichen Obrigkeit endgültig bestätigt. Ansgars Missionstätigkeit ging weit hinauf nach Skandinavien; sie war eine mühevolle, zum Teil erfolgreiche. Daß er im Gebiet der nordelbischen Sachsen keine größeren Erfolge erzielte, lag vor allem an der steten Bedrohung und Verwüstung dieses Gebietes seitens der Normannen vom Norden und der Slawen vom Osten her. Doch verdankt das Erzbistum Bremen-Hamburg unstreitig dem unermüdlichen Bemühen Ansgars sein Entstehen und seine Selbständigkeit. In Hamburg errichtete er ein Benediktinerkloster mit Schule, das er zur Ausbildung von Missionaren für die Dänenmission bestimmte.

Nach Ansgars Tode (3. Februar 865) wählten Klerus und Volk einstimmig als 2. Erzbischof von Bremen-Hamburg einen Diakon Ansgars mit Namen **Rimbert,** einen edlen, mutigen und gütigen Mann, der sich nach seiner Bischofsweihe im Benediktinerkloster von Korvey zum Mönch weihen ließ und so, wie sein Vorgänger Ansgar, eine segensreiche Verbindung seiner bischöflichen Missionsarbeit mit dem Benediktinerorden, speziell dem Kloster Korvey, herstellte. Von diesem Kloster erhielt er eine Anzahl von Benediktinern für seine Tätigkeit im Norden. Doch wurde durch erneute Einfälle der Dänen und Slawen auch seine Arbeit in den sächsischen Gauen Nordalbingiens sehr erschwert. In der Missionsschule zu Haddeby bei Schleswig, dem alten Zentralsitz der Angeln, bildete er losgekaufte Sklavenkinder zu Missionaren aus. In seiner großen priesterlichen Güte veräußerte er selbst kirchliche Gefäße, um Christen, die in die Gefangenschaft der Normannen oder Slawen gefallen waren, loszukaufen. Am 2. Februar 880 brachten die Normannen dem Teil der Sachsen, der am Strande der Nordsee wohnte, bei Hamburg eine schwere Niederlage bei. Der Sachsenherzog Bruno, der Führer des Sachsenheeres, ein Sohn Liudolfs, fiel in der Schlacht und mit ihm die Bischöfe Thiadrich von Minden und Markward von Hildesheim. Sechs Jahre später fiel in der Schlacht gegen die vom Osten in das nordelbische Sachsengebiet eingedrungenen Slawen Bischof Wolfhard von Minden. Rimbert, der

2. Erzbischof von Bremen-Hamburg, starb am 11. Juni 888 und wurde nahe beim Dom von Bremen, aber außerhalb des Gotteshauses, beigesetzt[20].

Die beiden nächsten Erzbischöfe von Bremen-Hamburg, **Adalgar** († 9. Mai 909) und **Hoger** († 20. Dezember 917), kamen aus dem Kloster Korvey. Während ihrer Regierungszeit erneuerte der Erzbischof von Köln seine Ansprüche auf Bremen. Papst Formosus suchte beide Seiten zu befriedigen, indem er 892 entschied, wenn vom Erzbistum Hamburg Suffraganbistümer gegründet würden, solle Bremen wieder zur Metropole Köln fallen; auch solle der Erzbischof von Bremen-Hamburg an den Kölner Provinzialsynoden teilnehmen, aber nicht als Untergebener, sondern als Bruder des Kölner Erzbischofs. Diese Verfügung bestätigte Papst Sergius III. im Jahre 908. Während der Regierung Hogers drangen sogar die Ungarn bis zur Nordsee vor und zerstörten unter Hogers Nachfolger **Reginward,** dem 5. Erzbischof von Bremen-Hamburg († 1. Oktober 918), die Stadt Bremen durch Brand vollständig[21].

Ein Jahr nach dem Tode Reginwards, im Jahre 919, wurde der Sachse Heinrich I. aus dem Hause der Liudolfinger König des ostfränkischen, d. h. deutschen, Reiches. Unter ihm und seinen Nachfolgern aus dem sächsischen Herzogshaus, den Ottonen, besonders unter Otto d. Gr. (936-973), besserten sich die Verhältnisse im nordelbischen Sachsenland und den im Norden angrenzenden, ursprünglichen Gebieten der den Sachsen verwandten Angeln und Jüten, die durch die Eroberung Britanniens (450) größtenteils abgewandert waren und deren Land von den südwärts ziehenden Dänen erobert und eingenommen war. Heinrich I. setzte als Sieger über die Dänen bei Schleswig-Haddeby an der Schlei die Grenze seines Reiches fest, bestellte dort einen Markgrafen und ließ eine sächsische Siedlung errichten[22]. Als die Dänen während der Regierungszeit Ottos d. Gr. diese sächsische Siedlung vernichteten, zog Otto gen Norden, besiegte die Dänen unter ihrem König Harald und ließ sich von ihnen das Gelöbnis zur Annahme des Christentums geben. Otto d. Gr. verwarf die oben erwähnten Bestimmungen des Papstes Formosus und die erneuten Ansprüche des Kölner Erzbischofs. Er errichtete 948 die Bistümer Schleswig, Ripen und Aarhuus für die Dänen, ferner das Bistum Aldenburg (Oldenburg) im Gebiet der slawischen Obodriten, eines Zweiges der Wenden im östlichen Holstein

---

[20] Adam von Bremen, a. a. O., I, 44. Annal. Necrol. Fuld., 186. Die Vita Rimberti ist bereits unter seinem Nachfolger Adalgar von einem Korveyer Mönch verfaßt; vgl. Adam von Bremen, a. a. O., I, 35 (37).

[21] Adam von Bremen, a. a. O., I, 53 (55).

[22] Ders., ebd., I, 57 (59).

(Wagrien), und unterstellte diese Bistümer als Suffraganbistümer dem Erzbistum Bremen-Hamburg. Im sächsischen Gebiet ist von Hamburg-Bremen nie ein Suffraganbistum gegründet worden.

Der damalige Bremen-Hamburger Erzbischof war **Adaldag,** vor seiner Bischofsernennung Domkapitular in Hildesheim, Verwandter des Bischofs Adalward von Verden, Nachfolger des Hamburger Erzbischofs **Unni,** der am 17. September 936 auf einer Missionsreise zu Berka in Schweden gestorben war. Adaldag wurde im Juni 937 zum Erzbischof von Bremen-Hamburg ernannt. Er hat allen drei Ottonen als engster Ratgeber zur Seite gestanden und von ihnen viele Vorteile und Besitzungen für sein Erzbistum erhalten, bis er am 29. April 988 starb. Damals war am Königshofe der 28jährige Hildesheimer Priester Bernward als Lehrer Ottos III. tätig.

In die Zeit Adaldags fällt auch die Überführung des auf einer Lateransynode von 964 durch Kaiser Otto d. Gr. und den von ihm anerkannten Papst Leo VIII. abgesetzten und zum Diakon degradierten, persönlich sehr gelehrten (er trug den Beinamen „Grammaticus") und frommen Papstes Benedikt V. nach Hamburg, wo er schon am 4. Juli 966 starb. Er lebte in Hamburg als Verbannter auf Anordnung Kaiser Ottos I. unter der milden Aufsicht des klugen und deshalb weitherzigen Erzbischofs Adaldag[23].

Durch die Leitung des Erzbistums Bremen-Hamburg seitens des ehemaligen Hildesheimer Domkapitulars Adaldag, des Beraters der Ottonen, und durch die gleichzeitige Wirksamkeit des Hildesheimer Priesters Bernward am Hofe der Kaiserin-Witwe Theophanu und ihres Sohnes, Ottos III., des Schülers Bernwards, kam offenbar eine enge Verbindung zwischen Hamburg und Hildesheim zustande, die wahrscheinlich auch ein Grund dafür war, daß Bischof Bernward später zur Konsekration von St. Michael im Jahre 1022 den Hamburger Erzbischof Unwan einlud. Daß der Priester Bernward und der weit ältere Erzbischof Adaldag miteinander gut bekannt, wahrscheinlich befreundet waren, kann als sicher angenommen werden.

Auf der Rückkehr von einer der Romreisen, auf der Adaldag den Kaiser (wahrscheinlich Otto II.) begleitete, brachte er einen begabten und tieffrommen Priester, mit Namen **Libentius,** von Italien oder Burgund mit nach Bremen. Dieser wurde nach Adaldags Tode (988) dessen

---

[23] Benedikts V. Gebeine ließ Otto d. Gr. von Hamburg nach Rom überführen. Über die Rechtmäßigkeit der Papstwahl Leos VIII. sowie der Benedikts V. ist eine Entscheidung schwer zu fällen; vgl. dazu das „Annuario Pontificio" von 1959, S. 13, Anm. 19 u. 20. Beide werden im offiz. Päpstl. Jahrbuch als rechtmäßige Päpste geführt, Leo VIII. vom 4. 12. 963 bis 1. 3. 965, Benedikt V. vom 22. 5. 964 bis 4. 7. 966.

Nachfolger als 8. Erzbischof von Bremen-Hamburg. Man nannte ihn im Norden Liewizo. Er wirkte segensreich durch seine allem weltlichen Treiben und allen Äußerlichkeiten abholde, echt priesterliche Art, war dabei aber unerbittlich in allen Fragen, die die Rechte seines Bistums betrafen. So wies er die Ansprüche des Verdener Bischofs auf das Kloster Ramelsloh zurück und erreichte, daß im Jahre 1010 Papst Sergius IV. diese Angelegenheit zugunsten des Erzbistums Bremen-Hamburg entschied. Als nördliche Grenze seines Erzbistums gegen die immer stärker nach Süden vordringenden Dänen ließ Libentius die Eider bestätigen. Doch konnte er nicht verhindern, daß dänische Seeräuber im Jahr 999 Bremen und Hamburg gefährdeten. Er überführte deshalb den Domschatz zur Sicherung in das Kloster Bücken (Buckum). Libentius starb am 4. Januar 1013 und wurde wegen seiner großen Tugenden und seines wahrhaft heiligmäßigen Lebens bald nach seinem Tode heilig gesprochen. Zu seinem Nachfolger wurde am 2. Februar jenes Jahres der Paderborner Domkapitular **Unwan** ernannt[24].

Erzbischof Unwan von Bremen-Hamburg

Über die Abstammung Unwans, der von 1013 bis 1029 den erzbischöflichen Stuhl von Bremen-Hamburg innehatte und 1022 Mitkonsekrator von St. Michael in Hildesheim war, schreibt Adam von Bremen: „Er entstammte dem hochberühmten Geschlecht der Immedinger"; d. h., er war ein Nachkomme Widukinds[25].

Adam von Bremen berichtet weiter: „Unwan erhielt den Hirtenstab von Kaiser Heinrich, das Pallium von dem älteren Papst Benedikt"; gemeint sind Kaiser Heinrich II. (1002-24) und Papst Benedikt VIII. (1012-24). „Er (d. h. Unwan) wurde dem Paderborner Chor entnommen,

---

[24] Das Datum der Ernennung liegt nicht genau fest; einige Quellen geben statt des 2. Februar den 25. Januar 1013 an. In einer von Leibniz edierten Handschrift des 13. Jahrhunderts, welche die Namen der Erzbischöfe und Bischöfe aufzählt, die vorher Domkapitulare in Hildesheim waren, wird auch „Unewanus Archiepiscopus" (Leibniz, Script. rer. Brunsw. I, 769) genannt. Sollte Unwan außer seinem Kanonikat in Paderborn tatsächlich auch ein solches in Hildesheim gehabt haben, würde auch darin ein Grund für die Einladung zur Konsekration von St. Michael für Bernward bestanden haben.

[25] Unwan war ein Sohn des Pfalzgrafen Dietrich von Sachsen aus dem Hause Goseck und einer Immedingischen Mutter; so Schmeidler-Steinberg im 44. Bande der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit" (1926), S. 96, Anm. 3. Die Immedinger trugen ihren Namen nach Immed, dem Bruder der Königin Mechtild. Diese war eine Tochter des Grafen Thiadrich von Westfalen, der dem Geschlechte Widukinds entstammte. So war also Unwan ein Nachkomme des berühmten sächsischen Heerführers im Kampfe mit Karl d. Gr.; vgl. Band 33 der „Geschichtsschreiber der deutschen Vorzeit", I, 31.

war reich und freigebig, bei allen Menschen beliebt, in erster Linie aber den Geistlichen wohlgesinnt" [26].

Dem angesehenen Erzbischof Meinwerk von Paderborn (1009-36) stand er als Blutsverwandter nahe. „Sein und seiner Verwandten, der verwitweten Gräfin Imma, Schenkungen haben Bremen reich gemacht. Die skandinavischen Fürsten wußte er durch die glänzenden Gaben, die er ihnen sandte, ganz für sich zu gewinnen; aber auch kein fremder Bischof, kein zu den Heiden wandernder Priester kam an seinen Hof, der nicht reich beschenkt von dannen zog. Die Bremer Domherren rühmten ihn, weil er nichts unterließ, ihren Besitz zu mehren; und mancher Arme, besonders manches arme Kind, war glücklich über eine Spende des Bischofs [27]."

In Bremen stellte Unwan die zerstörte Willehadskirche wieder her. Er befestigte den Stadtwall von Bremen, erbaute vor den Stadtmauern eine Kirche zu Ehren des hl. Vitus und tat alles, um den christlichen Glauben und das christliche Denken im Volk zu festigen und zu vertiefen. Adam von Bremen berichtet hierzu: „Unwan befahl, alle Gebräuche des Heidentums, dessen Aberglaube in dieser Gegend noch blühte, bis auf den Grund auszurotten. Deshalb ließ er die alten heidnischen Haine, die unsere Marschbauern noch in törichter Verehrung besuchten, niederschlagen und aus dem Holz überall in seinem Erzbistum Kirchen erbauen [28]."

Mehr noch als um Bremen kümmerte sich Unwan um Hamburg. Dort wohnte er sehr oft und errichtete daselbst ein eigenes Domkapitel in der Weise, daß er vom Domstift in Bremen drei Domherren und von den drei Hamburger Stiften Bücken, Ramelsloh und Rosenfeld (Repesholt) je drei Mönche zu einem zwölfköpfigen Kapitel für die Hamburger Domkirche zusammensetzte.

Damals regierte als König in Dänemark der machtvolle Knut d. Gr. (1018-35), der auch über England herrschte und um Schweden und Norwegen kämpfte. Er war Christ und unternahm sogar eine Reise nach Rom. Sein Bestreben war, Dänemark aus dem Diözesanverband Hamburgs zu lösen und eine eigene dänische Metropole zu errichten. Er gründete Bistümer in Seeland, Fünen und Schonen und ließ deren Bischöfe nicht vom zuständigen Erzbischof Unwan, sondern vom Erzbischof von Canterbury konsekrieren. Das war nach dem Jahr 1020.

---

[26] Adam von Bremen, II, 47 (45).

[27] So der protest. Kirchenhistoriker A. Hauck über Unwan, KG III, 638. Vgl. auch G. Richter, Annalen des deutschen Reiches im Zeitalter der Ottonen u. Salier (1898). H. von Schubert, Hamburg, die Missionsmetropole des Nordens (1904). Joh. Meyer, KG Niedersachsens (1939).

[28] Adam von Bremen, a. a. O., 55 (53); Hauck, III, 642 f.

Bis zum Tode Heinrichs II. (1024) bestand kein gutes politisches Verhältnis zwischen Deutschland und Dänemark. Unwan aber gelang es trotzdem, seine kirchlichen Rechte zu wahren. Als der in England für das Bistum Seeland geweihte Bischof Gerbrand auf der Reise in seine neugegründete Diözese über Hamburg kam, nahm Unwan ihn in Haft und ließ ihn erst nach Leistung des Subjektionseides wieder frei. Auch schickte er mit Gerbrand Begleiter an König Knut, die Beschwerde über die Verletzung der Hamburger Metropolitanrechte führten. Knut fügte sich schließlich und trat in die Bruderschaft der Bremen-Hamburger Metropole ein, so wie er sich schon vorher in die des Erzbistums Canterbury hatte aufnehmen lassen.

Wenn die Organisation der dänischen Kirche auch nicht von Unwan, sondern, nach dem Vorbild Deutschlands, vom dänischen König durchgeführt wurde, bleibt es doch Unwans Verdienst, daß er seine Metropolitanrechte über die dänische Kirche sicherte. Dasselbe gilt für Norwegen. Obwohl auch dort die mehr stammesverwandten Bischöfe und Priester aus England wirkten, erreichte es Unwan doch, daß Olaf, König von Norwegen (1015-1018), die Metropolitanrechte Hamburgs anerkannte; einen kirchlichen Einfluß auf die Organisation der norwegischen Kirche hat Unwan aber nicht gehabt. Trotz der Anerkennung Unwans als Metropolit seitens der dänischen und norwegischen Herrscher entwickelten sich die dänische wie die norwegische Kirche selbständig nach nationalen Gesichtspunkten. Ähnlich, allerdings kirchlich noch kümmerlicher, lagen die Verhältnisse in Schweden. Wenn auch das dort gegründete Bistum Skara unter seinem Bischof Thorgaut vom schwedischen König der Metropole Hamburg unterstellt wurde und zwischen Unwan und dem schwedischen König freundschaftliche Beziehungen herrschten, so ging doch in Wirklichkeit die schwedische Kirche ihren eigenen Weg[29].

Anzuerkennen aber ist auf jeden Fall, daß es Unwan gelang, seine Metropolitanrechte von Bremen-Hamburg über alle drei skandinavischen Reiche zu wahren. Er offenbarte in dieser Hinsicht die gleiche niedersächsische Entschiedenheit und Unerbittlichkeit für das Rechte, die wir bei Bernward von Hildesheim im Ringen um Gandersheim gegenüber seinem Metropoliten Willigis von Mainz finden. Beide, Unwan wie Bernward, besaßen ähnliche Charaktereigenschaften, besonders die Verbindung von starkem Rechtsbewußtsein mit menschlicher Klugheit und Güte. Diese Verbindung zeigte Unwan auch gegenüber den slawischen Obodriten, denen er im Jahre 1014 für das Bistum Oldenburg in Benno (Bernhard) einen neuen Bischof gab. Daß

---

[29] Adam von Bremen, 49 (47), u. Hauck, III, 644 f.

wenige Jahre später die slawischen Liutitzen von Osten her eindrangen und das Christentum im holsteinischen Oldenburg und in ganz Wagrien vernichteten, lag an den unseligen politischen Verhältnissen. Die von den Sachsen unterjochten Slawen waren von ihren sächsischen Herren von Anfang an in gleicher Weise unterdrückt, wie einst die Sachsen von den Franken in den Tagen Karls d. Gr.

Unwan ist am 27. Januar 1029 gestorben[30]. Der letzte katholische Erzbischof von Bremen-Hamburg, Georg von Braunschweig, starb 1566, nachdem sich schon seit 1522 der Protestantismus immer mehr ausgebreitet hatte und der katholische Glaube seit 1558 ausgestorben war. Das Gebiet der einstigen Kirchenprovinz Bremen-Hamburg wurde 1669 den Nordischen Missionen überwiesen und untersteht heute zum größten Teil (die Stadtgebiete von Bremen und Hamburg sowie das Land Schleswig-Holstein) dem Bischof von Osnabrück, der seit 1958 in Hamburg einen eigenen Weihbischof hat; der kleinere Teil, der politisch zum Lande Niedersachsen gehört (die frühere Provinz Hannover östlich der Weser, mit Ausnahme von Kuxhaven, sowie die früher zur Provinz Hannover gehörenden Gebiete der Staaten Hamburg und Bremen), darunter die ältesten Missionsbezirke zwischen Bremen und Hamburg bilden den nördlichsten Teil des Bistums Hildesheim. Weil es sich, mit Ausnahme des Gebietes nördlich der Eider bis Flensburg, um uraltes Sachsenland handelt, habe ich das Leben und Wirken Unwans, des Mitkonsekrators von St. Michael in Hildesheim, mit einer Darlegung der Geschichte seiner Kirchenprovinz verbunden. Das ist bei den anderen Mitkonsekratoren nicht in dieser Ausführlichkeit nötig, weil Ekkehard von Schleswig Bischof für die Dänen und Benno von Oldenburg Bischof für die slawischen Obodriten im östlichen Holstein war.

Bischof Ekkehard von Schleswig

Nach der Eroberung Britanniens durch die Angeln, Sachsen und Jüten um 450 n. Chr. war, wie oben erwähnt, ein Teil der den Sachsen verwandten Angeln und Jüten in ihren ursprünglichen Gebieten wohnen geblieben. Das Gebiet der Angeln dehnte sich im 8. Jahrhundert von der Eider über die Schlei zum Norden bis etwa in die Gegend der heutigen deutsch-dänischen Grenze aus. Daran schloß sich das Land der Jüten, das den übrigen Teil des heutigen deutschen Festlandes im Norden einnahm. Die Dänen bewohnten die anschließende Inselwelt und den Südteil Schwedens. Sie drängten aber in der Folgezeit immer mehr auf dem innergermanischen Festland südwärts und nah-

[30] Adam von Bremen, II, 60. Necrol. Lüneburg. p. 7. Annales Hildesh. ad annum 1030; die Hildesheimer Annalen irren um ein Jahr.

men das Land der Jüten und Angeln ein. Der dänische König Göttrik ließ 808 einen Grenzwall gegen die nordalbingischen Sachsen, bzw. aus Furcht vor einem Vordringen der Franken unter Karl d. Gr. zum Norden hin unmittelbar südlich der Schlei bei Sliesdorp errichten, der westlich bis zur Nordsee, östlich bis zur Ostsee reichte. Es ist das Dannewerk, von dem Reste bis heute erhalten sind.

Das erwähnte „Sliesdorp" ist die heutige Stadt Schleswig an der Schlei [31]. Es ist interessant, daß noch im Jahr 1012 ein befestigter Ort an den Ufern der Themse den Namen Slaswyk trug, ein Zeichen dafür, daß das alte Sliesdorp oder Sliaswik der Zentralsitz der Angeln war. Nahe bei Sliesdorp lag Hethabye (jütisch Heitabyr), das heutige Haddeby südlich fast in gerader Linie über die Schlei dem Dom von Schleswig gegenüber. Der Name geht auf dänischen Ursprung zurück und bedeutet „Ort an der Heide", wegen der Unfruchtbarkeit des Gebietes. „Ager ibi sterilis, omnia fere deserta", sagt Adam von Bremen. Vom 11.-13. Jahrhundert wurden die Namen Sliaswik und Heitabyr synonym gebraucht. So schreibt Adam von Bremen: „Kaiser Otto I. machte dieses Gebiet tributpflichtig und teilte es in drei Bistümer. Das eine gründete er bei Schleswig, das auch Haddeby heißt, und das ein Arm des Barbarenmeeres (Ostsee) bespült, den die Anwohner Schlei nennen, woher auch die Stadt ihren Namen hat" [32]. Nach neueren Forschungen handelte es sich aber schon in alter Zeit um zwei verschiedene, allerdings nahe beieinander liegende Orte; auch heute ist Haddeby ein selbständiger, kleiner Ort südlich der Stadt Schleswig. Man kann den Unterschied wohl am besten dadurch ausdrücken, daß Haddeby den Landort, Schleswig die Seestadt bezeichnet, ja nachdem man ihre Lage an der Heide (südlich der Schlei) oder als Stadt an der Schlei ansieht.

Der Teil des Gebietes der Angeln, der zwischen der Schlei im Norden und der Eider im Süden lag, war in jener Zeit nicht nur unfruchtbar, sondern das Hauptkampfgebiet zwischen Dänen und Sachsen. Seit Ausgang des 11. Jahrhunderts galt die Eider endgültig als Südgrenze der Dänen. Eine Inschrift am alten Rendsburger Tor, also an der Eider, lautete: „Eidora Romani terminus Imperii", während Adam von Bremen noch um 1070 schrieb: „Habitant in australi ripa versus nos Dani

---

[31] „wik" bedeutet in der Sprache der Angeln „Einbuchtung", Sliaswik also Einbuchtung an der Schlei. Wikinger waren „Buchtenplünderer", d. h. Seeräuber, die in die bewohnten Buchten der Flüsse, Seen und Meere eindrangen und von dort das betreffende Gebiet verheerten. Über Schleswig vgl. Aug. Sach, Schleswig (1875). A. L. J. Michelsen, Schleswig-Holstein, KG, nach hinterlassenen Handschriften. Quellensammlung der Gesellschaft für Schlesw.-Holst.-Lauenb.-Gesch.; Scriptores rerum Slesvico-Holsaten (1875). [32] Adam von Bremen, IV, Schol. 97.

usque ad Sliam lacum" [33], also die Südgrenze der Dänen an die Schlei verlegt. Jedenfalls war Sliaswik der Hauptort der Angeln. Wenn in alten Urkunden von „Silendi" gesprochen wird, ist damit die alte Heimat der Angeln gemeint. Die dort wohnen gebliebenen Reste der Angeln verschmolzen mit den Dänen zu einem skandinavisch-germanischen Mischvolk.

In diesem Gebiet wirkte als erster Missionar vom Frühling 823 bis zum Jahr 826 **Erzbischof Ebo von Reims,** und zwar im Auftrag Kaiser Ludwigs d. Fr. und mit päpstlicher Vollmacht. Ebo entstammte einer Kleinbauernfamilie des nördlichen Sachsenlandes. Der Chorbischof Thegan von Trier bezeichnet ihn deshalb verächtlich als Sohn von Ziegenhirten. Karl d. Gr. hatte den jungen, von Geburt heidnischen Ebo während des Sachsenkrieges als Geisel ins Frankenreich geschickt und ließ ihn mit seinem Sohn Ludwig am Königshofe erziehen; denn er erkannte die hervorragenden Anlagen Ebos, schätzte an diesem jungen Sachsen die „nobilitas vehementis ingenii" und bezeichnete ihn als „servitio strenuus ingeniique agilis" [34]. So kam es, daß der Sachse Ebo unter Ludwig d. Fr. zunächst kaiserlicher Bibliothekar und schon 816 Erzbischof von Reims wurde, also Leiter der angesehensten und bedeutendsten Diözese des Frankenreiches. Ebo war von so großem Eifer für die Ausbreitung des Christentums beseelt, daß er während seiner erzbischöflichen Regierung in Reims nach Rom reiste und sich von Papst Paschalis die Erlaubnis zur Heidenpredigt im Norden geben ließ. Der Papst ernannte ihn zugleich zum päpstlichen Legaten für den gesamten Norden. Ebo nahm den Ort Welanao (das heutige Münsterdorf a. d. Stöhr, südöstlich von Itzehoe) zum Ausgangspunkt seiner Missionsreisen im Gebiet der Dänen. Ebo ist der eigentliche Begründer der nordischen Mission und hat die Missionstätigkeit Ansgars eingeleitet [35]. Ansgar hat in Schleswig die erste Kirche, eine Marien-

---

[33] Das Missale Slesvicense vom Jahr 1486, das sich heute in Kopenhagen befindet, ist das erste nördlich der Eider gedruckte Buch.

[34] Flodoard, Hist. Remen. Eccl. II, 19, S. 467. Hauck, a. a. O., 691, Anm. 5. Vgl. zu Ebo auch Thegan, Vita Hlud. 44.

[35] Ansgar hat ihn sehr geschätzt. Ebo hat sich später im Kampf der Söhne Ludwigs d. Fr. gegen ihren Vater auf die Seite der Söhne gestellt, um die Einheit des Reiches Karls d. Gr. zu wahren. Am 13. November 833 mußte Ludwig d. Fr. in der Marienkirche des Medardusklosters zu Soissons öffentlich Kirchenbuße leisten. Da Soissons zur Kirchenprovinz Ebos gehörte, leitete dieser das Verfahren gegen Ludwig d. Fr. Die Zwietracht der Söhne führte dazu, daß Ludwig d. Fr. am 1. 3. 834 wieder als Herrscher anerkannt wurde. Er schickte Ebo zur Strafe ins Kloster nach Fulda. 846 wurde Ebo von Ludwig d. Deutschen endgültig zum (3.) Bischof von Hildesheim eingesetzt, nachdem am 18. April 845 Reims nach langen Jahren in Hinkmar wieder einen Erzbischof erhalten hatte. Ebo starb am 20. März 851 in Hildesheim.

kirche gebaut. Sie lag nicht an der Stelle des heutigen Schleswiger Domes, sondern in einer geringen Entfernung davon zum Osten hin auf dem Schleswiger Holm an der Stelle, wo dort heute der Friedhof liegt. Auf die von Ansgar errichtete Kirche bezieht sich wahrscheinlich die Nachricht Saxos, der Dänenkönig Gorm habe die Kirche in Schleswig niederreißen lassen: „Templum in fundo Slesvicensi a religiosis conditum ab imis fundamentorum partibus domolitum est."

Otto d. Gr. hat dann 947/48 das dänische Bistum Schleswig gleichzeitig mit den Bistümern Ripen und Aarhuus gegründet[36]. Erzbischof Adaldag von Bremen-Hamburg weihte 948 einen gewissen Hored (oder Hared) zum 1. Bischof von Schleswig, Liafdag zum 1. Bischof von Ripen und Reginbrond für Aarhuus[37]. Im Juni 948 erschien Adaldag mit den drei genannten dänischen Suffraganbischöfen auf einer Synode zu Ingelheim. Auf Hored folgten in Schleswig die Bischöfe Marko, Adaldag, Folgbert und Poppo. Letzterer, der als „vir sanctus et sapiens" bezeichnet wird und beim Volk in hohem Ansehen stand, scheint um 995 sein Amt als residierender Bischof aufgegeben zu haben, um als Missionsbischof höher im Norden zu missionieren. Seine spätere Wirksamkeit liegt im dunkeln.

Um das Jahr 995 ist Ekkehard als Nachfolger Poppos Bischof von Schleswig geworden. Adam von Bremen schreibt: „Wie ich aus dem Bericht der Väter erfuhr, folgte Esiko zu Schleswig dem Poppo. Odinkar zeichnete sich zu Ribe (Ripen) aus. Und es geht die Rede, daß nach dem Heimgang des Erzbischofs Adaldag († 29. 4. 988) das ganze Jütland[38] bis auf unsere Zeit in zwei Bistümer geteilt gewesen ist, während das dritte zu Aarhuus einging[39]."

Aus der Regierungszeit des Erzbischofs Unwan von Bremen-Hamburg (1013-29) berichtet Adam von Bremen: „In Dänemark lebten noch der gottesgelehrte Poppo und der edle Bischof Odinkar. Nur diese beiden Bischöfe waren meines Wissens in Jütland, bevor Knut die Herrschaft antrat (1018). Als einziger von den Unsern besuchte Odinkar bisweilen die Kirchen über See. Esiko saß daheim." Im lateinischen Urtext lautet der letzte Satz: „Esico Domi sedit"[40].

Was bedeutet dieser in wörtlicher Übersetzung despektierlich klingende Satz? Im Lateinischen hat das Wort „domus" nicht nur die Bedeutung von Haus, sondern auch von Heimat. So richtet in Vergils

[36] Auf alten Leichensteinen neben der Kirche auf dem Holm in Schleswig waren peda pastoralia ausgehauen, ein Zeichen dafür, daß hier, d. h. an Stelle der noch kleinen Ansgarschen Marienkirche, seit 947 die Schleswiger Domkirche lag, die später etwas weiter westlich von der Holmer Schiffersiedlung erbaut wurde.

[37] Adam von Bremen, II, 4. [38] Gemeint ist das dänische Festlandsgebiet.

[39] II, 46 (44). [40] Ders., ebd., cap. 47.

„Aeneis" (8, 114) der König Turnus an Aeneas und seine Begleiter die Frage: "Qui genus, unde domo?", was Thassilo von Scheffer richtig übersetzt: „Was ist euer Geschlecht, eure Heimat?" Die Übersetzer Adams von Bremen, B. Schmeidler und S. Steinberg hätten die obige Stelle übersetzen müssen: „Esiko hielt sich dauernd in seiner Heimat auf."

Da sowohl aus Thangmars „Vita Bernwardi" wie aus den beiden Biographien Godehards von Wolfher feststeht, daß Bischof Ekkehard von Schleswig in Hildesheim bei Bischof Bernward wohnte und wirkte, ergibt sich aus den obigen Worten Adams von Bremen eine für uns sehr wichtige Tatsache, nämlich die, daß Ekkehards Heimat Hildesheim war. Er hatte die Hildesheimer Domschule besucht und war sicher Mitglied des Domkapitels, bevor er zum Bischof von Schleswig ernannt wurde. Diese Ernennung erfolgte nicht vor 995. Sie ist also mit Einwilligung Bernwards, wahrscheinlich auf dessen Veranlassung hin geschehen, unter der Herrschaft Ottos' III., als Erzbischof Libentius von Bremen-Hamburg (988-1013) Metropolit von Schleswig war. Zwischen den Jahren 995 und 999 ist offenbar der Bischofssitz Schleswig zerstört worden, sei es durch normannische Seeräuber oder im Ringen zwischen Schweden und Dänen. Das hat Ekkehard bewogen, in seine Hildesheimer Heimat zurückzukehren und für die Interessen des Hildesheimer Bistums mit großem Eifer zu arbeiten. Ekkehards langer Aufenthalt in seiner Heimat Hildesheim hatte sicher die Genehmigung der Erzbischöfe Libentius und Unwan von Bremen-Hamburg gefunden. Ob Ekkehard bis zu seinem Tode überhaupt wieder einmal in seine Diözese Schleswig zurückgekehrt ist, erscheint sehr unwahrscheinlich. Die Hildesheimer Annalen bezeichnen das Jahr 1026 (2. August) als das Todesjahr Ekkehards; und der textliche Zusammenhang an der betreffenden Stelle macht es wahrscheinlich, daß Ekkehard auch seine vier letzten Lebensjahre in Hildesheim bei Bischof Godehard verbrachte.

Weshalb Ekkehard auch unter der Regierung König Knuts d. Gr. von Dänemark (seit 1018), der mit Erzbischof Unwan von Bremen-Hamburg, trotz seiner Planung einer dänischen Nationalkirche, in so guten Beziehungen stand, daß eine aufbauende Arbeit im Bistum Schleswig wohl möglich gewesen wäre, nicht zum Norden zurückgekehrt ist, wissen wir nicht. Da sein Eifer und sein Wirken für seine Heimatdiözese Hildesheim unbestreitbar groß waren, können wir nur vermuten, daß Bischof Bernward, der wegen der schweren Auseinandersetzungen mit seinem Metropoliten, dem Erzbischof Willigis von Mainz, um die Rechte über Gandersheim viel litt, jahrelang krank war und bei seiner zarten Gesundheit unter der Überfülle von Arbeiten fast zusammen-

brach, ihn mit Einwilligung der Hamburger Metropoliten in seiner Diözese zurückhielt, weil er sich von seinem Wirken in Hildesheim mehr für die Kirche versprach als von seiner Tätigkeit in dem zunächst zerstörten und dauernd unter ungesicherten Verhältnissen existierenden dänischen Bistum Schleswig. Erzbischof Aribo von Mainz erneuerte bereits am Konsekrationstage Godehards die Ansprüche auf Gandersheim. Hier mögen die Gründe liegen, weshalb Ekkehard auch nach Bernwards Tode in Hildesheim blieb, weil man keinen besseren Vertreter der Rechte der Hildesheimer Kirche hatte. Resigniert hat er auf das Bistum Schleswig nicht.

Ekkehard wohnte seit dem Jahr 1000 als Gastbischof bei Bischof Bernward, der ihn außerordentlich schätzte und ihm sehr wichtige Aufgaben übertrug. Über seine Tätigkeit in und für die Diözese Hildesheim sind wir durch die Thangmarsche „Vita Bernwardi" und die beiden Lebensbeschreibungen Godehards von Wolfher gut unterrichtet.

Am 21. September des Jahres 1000 erschien Ekkehard „in Vertretung unseres Bischofs (d. h. Bernwards) mit den Ältesten unserer Genossenschaft (d. h. den Domherrn von Hildesheim [41]; Wolfher spricht vom ‚Senat unserer Brüder') und einigen angesehenen Männern unseres Stiftes" in Gandersheim und verhinderte durch sein kraftvolles Eintreten, daß Erzbischof Willigis von Mainz die von ihm auf Sonntag, den 22. September 1000, angesetzte Konsekration der Gandersheimer Klosterkirche vollzog. Wolfher bezeichnet bei dieser Gelegenheit Ekkehard als „Bischof von Schleswig und wahrhaft treuen Sohn unserer Kirche, der in unserer Gemeinschaft aufgewachsen und erzogen war" [42]. Willigis hielt aber während der Feier der Messe eine Ansprache und setzte dabei für den 28. November jenes Jahres ein Sendgericht in Gandersheim fest.

Am 2. November des Jahres 1000 reiste Bernward nach Rom, um dort durch Kaiser und Papst die Gandersheimer Angelegenheit entscheiden zu lassen. Willigis kam am 28. November in Gandersheim an, um das angekündigte Sendgericht abzuhalten. Ekkehard erschien, als Beauftragter Bernwards, von Hildesheim und widerstand dem Mainzer Erzbischof aufs entschiedenste. Er wies ihn auch darauf hin, „daß der allein zuständige Bischof Bernward sich beim Apostolischen Herrn (d. h. dem Papst) und dem Kaiser befinde, um wegen dieses Unrechtes Klage zu führen" (Wolfher, Vita God. I. l. c.). „Der Erzbischof befahl

---

[41] Bernward war durch einen Auftrag des Kaisers persönlich am Erscheinen verhindert. Vgl. hierzu und zum folgenden die übereinstimmenden Berichte bei Thangmar „Vita Bernwardi", c. 18 ff., Wolfher, Vita Godehardi prior, c. 21. Ders., Vita Godehardi posterior, c. 17.

[42] Wolfher, Vita Godehardi post., c. 17; ders. in der Vita Godehardi prior, c. 21.

ihm in heftigem Zorn, von einer Kirche zu schweigen, für die er keine Verpflichtung habe. Er möge für seine eigene Kirche sorgen, soviel er wolle." Jener erwiderte, „seine Kirche (d. h. Schleswig) sei durch die Wildheit der Barbaren verwüstet. Deshalb wolle er der Hildesheimer Kirche, in welcher er von Kindheit an erzogen und unterrichtet sei, so lange er lebe, treu zu Diensten stehen, ohne daß irgendeine Furcht ihn abhalte" (Wolfher, l. c.). In der Thangmarschen „Vita Bernwardi" (20) ist diese interessante Auseinandersetzung zwischen Willigis und Ekkehard sachlich genau wie von Wolfher, aber doch noch dramatischer zum Ausdruck gebracht: „Ad haec incredibili furore archiepiscopus succensus, vultu torvo ac minaci jubet, ut sileat, nil ad se talium pertinere; ut propriam ecclesiam habeat, illam gubernet! E contra Eggehardus: ‚Peccatis', inquit, ‚agentibus termini episcopatus mei barbarica sunt feritati depopulati, civitas deserta, ecclesia desolata; sedem non habeo, servum me sanctae Mariae Hilenesheimensis ecclesiae recognosco et in cunctis quoad potero sancto loco prodesse studebo'" [43].

Wir lernen hier Ekkehard als mutigen, entschiedenen Mann kennen, der kein Bedenken trug, dem anmaßenden Willigis deutlich die Wahrheit zu sagen; er trat energisch für die Rechte seiner Heimatdiözese Hildesheim und deren Bischof Bernward ein und brachte dabei doch in seinen Worten, im Unterschied zu Willigis, auch den Geist priesterlicher Demut und Frömmigkeit zum Ausdruck.

Als am 15. August 1001 wegen der bischöflichen Rechte über Gandersheim eine Synode in Frankfurt stattfand, auf der die Erzbischöfe Willigis von Mainz, Heribalt von Köln und Liudolf von Trier in Anwesenheit mehrerer Bischöfe den Vorsitz führten, ließ sich der schwer erkrankte Bischof Bernward wiederum durch Ekkehard vertreten: „Weil Ekkehard infolge der Zerstörung seiner Stadt und Kirche durch den Einfall der Barbaren als Gast in Hildesheim weilte, hatte Bischof Bernward, durch Krankheit verhindert [44], ihn als seinen Stellvertreter

---

[43] In deutscher Übersetzung: „Daraufhin (d. h. auf die Vorhaltungen Ekkehards) gerät der Erzbischof in unglaubliche Wut. Mit finsterem und drohendem Blick befiehlt er jenem zu schweigen; denn die Sache gehe ihn überhaupt nichts an. Er möge sich um seine eigene Kirche (d. h. Schleswig) kümmern und sie regieren." Darauf entgegnete ihm Ekkehard: ‚Unserer Sünden wegen ist das Gebiet meines Bistums von wilden Barbaren verwüstet. Meine Bischofsstadt ist verödet, meine Bischofskirche geplündert. Ich habe keinen Bischofssitz mehr und betrachte mich als Diener der hl. Maria (der Patronin Hildesheims) und der Hildesheimer Kirche. Diesem heiligen Ort in allem zu dienen, werde ich mich bemühen, so wie ich es nur vermag.' "

[44] Im gleichen Kapitel bezeichnet Thangmar den Bischof Bernward als „gravi corporis molestia impeditum", d. h. „durch starke körperliche Beschwerden gehindert". Vgl. auch Wolfher, Vita Godehardi pr., c. 32.

zu jener Tagung entsandt. Er hatte ihm den Priester Thangmar, den Dekan unserer Domkirche, als Begleiter mitgegeben" [45]. Auch hier sehen wir wieder, wie sehr Bernward den Bischof Ekkehard schätzte und ihm wichtige Aufgaben übertrug. Daß Ekkehard auf dieser Synode zu Frankfurt die Anerkennung der Rechte Bernwards über Gandersheim nicht durchsetzte, lag an der Halsstarrigkeit des Erzbischofs Willigis, „der grundsätzlich seine Zustimmung verweigerte". Es wurde auf Betreiben des Erzbischofs Willigis beschlossen, daß bis zur nächsten Synode weder er noch Bernward bischöfliche Amtshandlungen in Gandersheim vornehmen sollten.

Am 29. September 1015, zwei Jahrhunderte nach Gründung unserer Diözese (1. Juli 815), weihte Bernward die Krypta von St. Michael. Als Mitkonsekratoren zog er „den ehrwürdigen Bischof Ekkehard von Schleswig und Thidrich, den ehrwürdigen Hirten der Kirche zu Münster", hinzu [46]. Bischof Ekkehard von Schleswig war also der einzige Mitkonsekrator sowohl der Krypta wie der Oberkirche von St. Michael.

Als der Erzbischof Erchanbald von Mainz, ein Verwandter Bernwards, seit 1011 Nachfolger des am 23. Februar 1011 verstorbenen Willigis, von Bernward am 1. April 1011 zum Bischof konsekriert, am 18. August 1021 aus diesem Leben geschieden war, übertrug Bernward, weil er selber wegen Krankheit den Weiheakt in Mainz nicht persönlich vollziehen konnte, dem Bischof Ekkehard von Schleswig die Konsekration von Erchanbalds Nachfolger, des Erzbischofs Aribo von Mainz, die am 1. Oktober 1021 stattfand.

Daß Bischof Bernward hiermit zum zweiten Male die Weihe seines eigenen Metropoliten in der Hand hatte und dabei so selbständig vorging, daß er sich durch den Bischof eines dänischen Bistums vertreten ließ, obwohl der gelehrte und von sehr starkem Selbstbewußtsein beseelte Aribo ein Vetter des Erzbischofs Pilgrim von Köln war, lag wohl an den engen Beziehungen zwischen Bernward und Kaiser Heinrich II. [47]. Für Ekkehard war diese ihm von Bernward übertragene Vertretung besonders ehrenvoll. „Ekkehard untersagte in der Stunde der Bischofsweihe im Auftrag unseres Herrn (d. h. Bernwards) dem

---

[45] Thangmar, Kap. 33.

[46] Ebd., Kap. 47. Thidrich (Dietrich) wirkte als Bischof von Münster von 1011 bis zu seinem Tode am 23. Januar 1022; vgl. Annales Quedlinb. sowie Annales Hildesh. u. Necrol. Monast., 346. Dehio u. Betzold, Die kirchl. Baukunst des Abendlandes I, 207 u. 214.

[47] Darauf deutet der textliche Zusammenhang schon bei der Priesterweihe Aribos hin, die von Bernward persönlich in Gandersheim vorgenommen wurde; vgl. Thangmar, cap. 48: „Praesente domino Henrico benignissimo imperatore." Auch war Bernward damals der dienstälteste Suffraganbischof der Metropole Mainz.

Aribo unter Strafe der Exkommunikation, bischöfliche Rechte über Gandersheim für sich jemals in Anspruch zu nehmen [48]."

Dann kam der 29. September 1022, an welchem Tage Ekkehard Mitkonsekrator bei der Weihe von St. Michael war. Kurz danach wurde er von Bernward nochmals geehrt: „Als dieser den Tag seines Hinscheidens nahen sah, ließ er die Kapelle, die er zwischen der Kirche des heiligen Kreuzes und dem Kloster zu Ehren des hl. Martinus erbaut hatte, von Ekkehard, dem ehrwürdigen Bischof von Schleswig, weihen. In ihr legte er an demselben Tage sein bisheriges Gewand ab und nahm das Joch der Ordensgelübde auf sich [49]."

Bischof Ekkehard von Schleswig hat sehr viel, sehr eifrig und sehr segensreich in seiner Heimatdiözese Hildesheim als Gast Bernwards gewirkt. Nur so sind die oben berichteten Ehrungen durch Bischof Bernward zu verstehen. Nur so ist es zu begreifen, daß er auch unter Godehard noch vier Jahre in Hildesheim lebte und wirkte, bis er hier im Jahre 1026 starb und wahrscheinlich im alten Altfried-Dom bestattet wurde.

Bischof Benno von Oldenburg

Der dritte Mitkonsekrator von St. Michael war Bischof Benno (Bernhard) von Oldenburg (Aldenburg in Wagrien). Das Gründungsjahr des Bistums Oldenburg läßt sich wegen des Widerspruches der Quellen nicht genau feststellen [50]. Daß die Gründung unter Kaiser Otto d. Gr. erfolgte, ist sicher. Das Gründungsjahr liegt aber später als das des Bistums Schleswig (948), weil damals die slawischen Obodriten im Holsteinschen noch Heiden waren. Wahrscheinlich kam es erst im Jahr 968 nach genügender missionarischer Vorarbeit zur tatsächlichen Gründung des Bistums Oldenburg, dem der ganze wendische Missionsbezirk des Erzbistums Bremen-Hamburg unterstellt wurde, und das sich von der Kieler Bucht im Norden nach Südosten bis an die Grenzen des Bistums Havelberg erstreckte.

Adam von Bremen schreibt: „Dem Erzbistum Magdeburg ist das ganze Slawenland bis zum Peene-Fluß unterstellt. Es hat fünf Suffraganbistümer, von denen Merseburg und Zeitz an der Saale liegen [51], Meißen aber an der Elbe, Brandenburg und Havelberg weiter einwärts reichen. Das sechste Bistum des Slawenlandes ist Aldenburg. Dieses

---

[48] Wolfher, II, 25.
[49] Thangmar, c. 53.
[50] Vgl. betr. der Quellen und verschiedenen Ansichten der Historiker über das Gründungsjahr des Bistums Oldenburg die Darlegungen bei A. Hauck, III, 105, Anm. 5. Hauck urteilt: „Die Meinungen gehen weit auseinander."
[51] In der geographischen Bestimmung von Zeitz irrt Adam von Bremen.

unterstellte der Kaiser, da es uns näher liegt, dem Erzbistum Hamburg [52]."

Oldenburg war also von Anfang an ein slawisches Bistum [53]. Wahrscheinlich saßen in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten im östlichen Holstein an der Ostsee Germanenstämme, die dem großen suebischen Stammverband angehörten. Als diese mit den übrigen Ostgermanen, den Goten, Vandalen, Langobarden usw., die am Süd- und Ostufer der Ostsee ihre Sitze hatten, zum Süden abgewandert waren, drangen vom Osten her die verschiedenen slawischen Stämme in das von den Germanen geräumte Gebiet. Im Holsteinschen sind die slawischen Obodriten, die dem westslawischen Stamm der Wenden angehörten, 798 historisch bezeugt, waren aber längst vorher eingewandert. Auch südlich der Elbmündung überschritten sie den Fluß und ließen sich im sog. hannoverschen Wendland nieder, wo noch im 18. Jahrhundert wendisch gesprochen wurde. Karl d. Gr. setzte, wie oben dargelegt, die Wenden, die von Mecklenburg ins ostholsteinische Gebiet eingedrungen waren, die Obodriten und Wagrier, im Kampf gegen die Sachsen ein. Sie waren damals noch Heiden und erhielten den Auftrag, als Bundesgenossen des fränkischen Reiches die nordelbischen Sachsen im Rücken zu bedrohen. Am Schluß des Sachsenkrieges übergab Karl d. Gr. ihnen im Jahr 804 formell das ostholsteinsche Land. Sie gründeten dort vier befestigte Hauptsitze, nämlich die späteren Städte Oldenburg, Plön, Lütjenburg und Ratzeburg. Der „limes Saxoniae", der von der Kieler Förde südlich über die Schwentine und die mittlere Trave in die Gegend von Beutzenburg führte, bildete die Grenze zwischen den nordalbingischen Sachsen und den slawischen Wenden. Das Gebiet des heutigen Kiel lag ganz im Gebiet der Wenden [54]. Ein neuzeitlicher Historiker, Reinhold Trautmann, hat im Gebiet von Ostholstein, Lübeck und Lauenburg 340 slawische und 53 halbslawische Ortsnamen festgestellt [55]. Es ist aber durch geschichtliche Forschung festgestellt, daß bald nach Karls d. Gr. Tode auch Sachsen im ostholsteinisch-wendischen Gebiet wohnten.

---

[52] Adam von Bremen, II, 14. Im Scholion 15 (16) zu Adams „Hamburgische Geschichte" heißt es: „Aldenburg ist eine große Stadt der Slawen, die Wagrier heißen, und liegt an dem Meer, das baltisches oder barbarisches Meer heißt, eine Tagereise von Hamburg entfernt."

[53] Vgl. zum folgenden, außer A. Hauck, KG III, u. Adam von Bremen, Hamburgische KG, H. E. Hoff, Schleswig-Holsteinische Heimatgeschichte I (1925). H. Jankuhn, Gesch. Schlesw.-Holstein III (1957).

[54] Nach neueren Forschungen wurde der Limes Saxoniae nicht als Stammesgrenze von Karl d. Gr., sondern als kirchliche Grenze zwischen den sächsischen und wendischen Bistümern von Otto d. Gr. angelegt.

[55] R. Trautmann, Die wendischen Ortsnamen Ostholsteins etc. (1950).

Die deutschen Kaiser und Könige aus der Herzogsfamilie Liudolfs von Sachsen, der im Gebiet um Gandersheim seine Heimat und seine Besitzungen hatte, hielten ein weiteres Vordringen der Wenden in das sächsische Gebiet auf. König Heinrich I. schlug sie 929 bei Lenzen [56]. Otto d. Gr. übergab die kirchliche Leitung Wagriens zunächst dem 2. Bischof von Schleswig Marco und errichtete 968 im wendischen Oldenburg ein selbständiges Bistum, das er, ähnlich den dänischen Bistümern Schleswig, Ripen und Aarhuus, der Metropole Bremen-Hamburg unterstellte. Erster Bischof von Oldenburg wurde Egward, seinem Namen nach nicht Slawe, sondern Sachse. Er wurde vom Hamburger Erzbischof Adaldag zum Bischof konsekriert [57]. Die erste Kirche in Oldenburg wurde Johannes dem Täufer geweiht.

Den Oldenburger Bischöfen Wago, Eziko, Folkward und Reginbert folgte als **sechster Bischof der Oldenburger Diözese Benno (Bernhard),** der im Jahr 1013 vom Hamburger Erzbischof Unwan, bald nach dessen Ernennung zum Erzbischof von Bremen-Hamburg, zum Bischof von Oldenburg geweiht wurde. Adam von Bremen schreibt: „Nach Reginberts Tode weihte Unwan für das Slawenland den Benno, einen klugen Mann, der, aus der Zahl der Brüder der Hamburger Kirche erwählt, durch seine Predigt im Slawenland reiche Früchte hervorbrachte [58].

Bald sollte eine schwere Zeit für die Oldenburger Diözese einbrechen. Die obodritischen Fürsten in Wagrien waren nicht nur christlich geworden, sondern im Laufe der Zeit auch Freunde der Sachsenfürsten, was bei dem einfachen slawischen Volk eine ähnliche Wirkung hervorrief, wie über 200 Jahre zuvor die Gewinnung der sächsischen Fürsten für die fränkische Politik Karls d. Gr. auf das sächsische Bauernvolk. Als im Jahr 1018 die slawischen Liutizen einen Angriff gegen den slawischen Obodritenfürsten Mistizlaw unternahmen, schloß sich ihnen die obodritische Bevölkerung an. Im gesamten Gebiet der Obodriten und Wagrier wurden die christlichen Kirchen zerstört, das Bistum Oldenburg verheert. Die christlichen Priester wurden grausam hingemordet. Man schnitt ihnen mit einem Eisen die Kopfhaut in Kreuzes-

---

[56] 1139 haben die sächsischen Holsten die Wenden größtenteils vernichtet; seitdem begegnen wir nur in einigen Städten, wie in Oldenburg und Lütjenburg, slawischen Familien.

[57] Adam von Bremen, II, Kap. 16 u. 24.

[58] Ebd., II, 47. Adam von Bremen irrt in der Behauptung, Bischof Benno sei aus dem Hamburger Domkapitel gekommen. Thietmar, Bischof von Merseburg, erklärt als Zeitgenosse zum Jahr 1018: „Bernhard (d. i. Benno), mein geistlicher Bruder von Magadaburg, war damals Bischof dieses abtrünnigen Volkes" (d. h. der Obodriten). Demnach war Benno vor seiner Bischofsernennung Mitglied des Magdeburger Domkapitels; vgl. Thietmar, Chronik VIII, 4.

form ein, trieb sie dann mit rückwärts gebundenen Händen durch die slawischen Gemeinden und mißhandelte sie mit Schlägen, bis sie starben [59]. Dem Obodritenfürst Mistizlaw gelang es, mit Frau und Kindern in das Sachsengebiet zu flüchten. Auch Bischof Benno wurde gerettet. Er teilte Kaiser Heinrich II. die furchtbare Christenverfolgung in Wagrien mit. Dieser aber fühlte sich nicht stark genug, sofort einzugreifen. Damals, also im Jahr 1018, begab sich Benno, vielleicht auf Anraten des Erzbischofs Unwan von Hamburg, zu Bernward nach Hildesheim und wurde dessen Gast. Es wohnten nunmehr die Bischöfe zweier fremder Diözesen als Gäste bei dem wegen seiner Güte allgemein bekannten Bischof Bernward, der damals selber krank war; und so kam es, daß Bernward, als er vier Jahre später, wenige Wochen vor seinem Tode die Weihe von St. Michael vollzog, diese beiden Gastbischöfe, nebst ihrem Metropoliten Unwan, zu Mitkonsekratoren hinzuzog.

Benno hatte offenbar unter dem Schicksal seiner Oldenburger Diözese und der grausamen Ermordung vieler seiner Priester so sehr gelitten, daß er das Volksgedränge bei der Einweihung von St. Michael nicht ertrug. Er soll von der Menge derart gepreßt sein, daß sein durch die vielen Leiden geschwächter Körper diese Anstrengung nicht mehr ertrug. Er starb, wie Helmold († ca. 1178) in seiner „Chronik der Slawen" sagt, „compressus valde et contritus" schon gegen Mitte August des nächsten Jahres und wurde in St. Michael, vor dem Altar, den er am 29. September 1022 konsekriert hatte, beigesetzt: „Hanc aram vero dedicat atque Deo." In seiner Grabschrift wird er als sehr gütiger Bischof bezeichnet: „vir bonitate valens". Es wird darin auch betont, daß er in den vier letzten Jahren seines Lebens in Hildesheim sehr geehrt wurde: „Hospitis hic more in magno vixit honore", daß er aber infolge der erlittenen Quetschungen gestorben sei: „qui pressus graviter, pensatur laude perenni, virtute ingenii venit in astra sui." Außer seiner Güte wird hier auch seine Klugheit besonders hervorgehoben [60].

---

[59] Adam von Bremen, II, 41 legt diese Ereignisse irrigerweise um einige Jahre früher. Thietmar von Merseburg ist hier chronologisch zuverlässiger; vgl. B. Schmeidler, in „Geschichtsschr. der deutschen Vorzeit", Bd. 44, S. 92, Anm. 1. Vgl. auch A. Hauck, III, 647.

[60] Annales Hildesh. Helmold, Slawenchronik I, 18. H. A. Lüntzel, Gesch. der Diöz. u. Stadt Hildesheim I (1858), 181. In den Hildesheimer Annalen wird Ekkehard als Episcopus Slesvicensis, Benno als „quondam Aldenburgensis ecclesiae antistes" bezeichnet; ähnlich die Annalen von Korvey: „Benno episcopus olim in Oldenburg in Slavia". Das „olim" und „quondam" deutet wohl auf eine derartige Zerstörung des Oldenburger Bistums hin, daß an eine Rückkehr des so schwer betroffenen Benno überhaupt nicht zu denken war.

Daß Bischof Bernward zur Weihe seines größten Werkes, der Kirche von St. Michael, zwei vertriebene Gastbischöfe und deren Metropoliten hinzuzog, zeugt von jener Güte, die sein Biograph in den Worten ausspricht: „largus ad pauperes ac misericors fuit", die ihn bewog, vor Beginn der gemeinsamen Mahlzeiten des Domklerus „den kränklichen und von Alter entkräfteten Priestern in besonderer Freude erst seinen bischöflichen Segen zu spenden" („infirmis fratribus ac senio confectis benedictionem de manu sua dirigebat hilariter"). Deshalb bezeichnet Helmold in seiner „Chronik der Slawen" unseren Bernward als einen „vir mitissimus". Bernward selber nennt sich auf seiner Grabplatte in tiefster Demut „pars hominis", d. h. wörtlich „Teil eines Menschen" im Sinne eines unvollendeten, unvollkommenen Menschen, der, wie er weiter sagt, das Bischofsamt nicht gut verwaltete: „Officii culmen non bene gessi."

Der protestantische Kirchenhistoriker Michelsen schreibt mit Recht: „Das ganze Auftreten der Bischöfe jener Zeit war ein einfaches und weit entfernt von dem Glanze, mit dem sich die späteren Kirchenfürsten umgaben. Jene Männer wurden Bischöfe und Erzbischöfe; aber sie ließen dadurch keine Änderung in ihrer Lebensweise eintreten. Der erste, der als Kirchenfürst auftrat, war Adalbert von Bremen [61]." Adalbert war von 1045-1072 Erzbischof von Bremen. Sein Wirken lag also nur wenige Jahrzehnte nach Bernward und fiel mit der Tätigkeit der Hildesheimer Bischöfe Azelin (1044-54) und Hezilo (1054-75) zusammen, unter denen auch bei uns ein neuer Geist einsetzte, der von der gütigen, schlichten, demütigen und wahrhaft frommen Art Bernwards und Godehards stark abwich, und den Lüntzel mit den Worten kennzeichnet: „eine Lebensart, eine Prachtliebe und Unternehmungen, wozu die Mittel nicht ausreichten und bei dem Mangel derselben Eingriffe in fremdes Eigentum erfolgten [62].

Selbst Willigis gehört noch zur Art Bernwards. Sein Kampf, den er in echt niedersächsischer Unerbittlichkeit [63] um Gandersheim führte, galt der Sache und nicht seiner Person. Außerdem war er von den Gandersheimer Nonnen aufgehetzt. Als er 1007 sein Unrecht erkannte, „entsagte er jedem Rechte und Rechtsanspruch auf Gandersheim. Zum Beweise seines Verzichtes überreichte er dem Herrn Bernward seinen eigenen Bischofsstab mit den Worten: ‚Geliebter Bruder und Mitbischof! Indem ich jedem Recht auf diese Kirche entsage, übergebe ich dir diesen Hirtenstab, den ich in der Hand trage, im Angesichte Christi, unseres königlichen Herrn und unserer Mitbrüder, zum Zeugnis des-

[61] Michelsen, KG I, 212.
[62] Lüntzel, I, 241.
[63] Er entstammte, wie Bernward, dem ostfälischen Teil Niedersachsens.

sen, daß fortan weder ich noch einer meiner Nachfolger irgendwelchen Anspruch oder eine Forderung in dieser Sache erheben kann. Nach Beilegung des Streites erwies der Erzbischof unserem Bischof alle Ehre und Liebe. Er ließ sich in die Bruderschaft unseres Domes aufnehmen und ließ unserem Ort sowie den Brüdern (d. h. der Hildesheimer Domgeistlichkeit) sein höchstes Wohlwollen angedeihen [64]."

Weil man diesen Geist der absoluten Geradheit und Ehrlichkeit später auch bei den Mönchen von St. Michael nicht mehr verstand, bildete sich der dortige „Dichterkreis", der alte Urkunden interpollierte und, der geschichtlichen Wahrheit entgegen, eine große Zahl von bedeutenden Konsekratoren für St. Michael zusammenstellte, während Bernward in seiner „auctoritabilis modestia" nur die drei genannten Mitkonsekratoren einlud, so daß sich auch hierin die Worte der alten Bernwardssequenz erfüllten:

„Marceratos, desperatos lanquidosque,
excaecatos et vexatos liberavit plurimos.
Hic contemptor mundanorum possidet coelestia."

[64] Thangmar, c. 43. Wolfher, II, 17

Hildesheimer Dommusik zur Zeit des Barock

Von Kurt C. Stöhr, Hannover

In dem Jahrhundert, da der Hildesheimer Dom seine prächtige barocke Ausschmückung erfahren hatte, fehlte es nicht an Versuchen, auch die Dommusik aus althergebrachten Bahnen zu neuer künstlerischer Höhe zu führen. Auswärtige Kapellmeister wurden nach Hildesheim gezogen, so aus Würzburg auf Betreiben des Domherrn Freiherrn von Bechtolsheim der namhafte Kapellmeister Wachsmuth, aus Braunschweig der Italiener Fioritto und der weltbekannte Agrell, wie er in den zeitgenössischen Akten bezeichnet wird. Sein Name wurde auch in Hildesheim viel gerühmt, als er 1762 eigens für den Hildesheimer Dom eine Messe komponiert hatte, die dank der Einstudierung des Hildesheimer Domorganisten Carl Joseph Liste mit großem Erfolg zur Aufführung kam. Über diese Einzelheiten und manches andere, was die Hildesheimer Dommusik im Zeitalter von Barock und Rokoko anlangt, berichteten bislang unbekannte Musikakten, die sich im Staatsarchiv Hannover befinden.

Für die Aufführung großer Messen unter der Leitung auswärtiger Kapellmeister bedurfte es eines erfahrenen Organisten, einer guten Orgel und eines geübten Chors.

Domorganisten

Einer der ersten Anstellungsverträge für Domorganisten ist aus dem Jahre 1721 erhalten. Damals trat Joachim Joseph Menshausen sein Amt an, Sohn des im gleichen Jahr verstorbenen Daniel Max Menshausen. Zur besonderen Pflicht wurde es Menshausen gemacht, dem H. H. Pater Chordirektor zu allen Proben bereitwillig zur Verfügung zu stehen. Der Chor stand etwa seit 1650 unter der Leitung jeweils eines Paters der Hildesheimer Jesuiten.

Für das Jahr 1762 war bereits Carl Joseph Liste als Domorganist genannt worden. Liste hatte zu Ausbildungszwecken in Würzburg geweilt, das als Stätte guter Kirchenmusik in Hildesheim bekannt war. Wohl als Dank für die Ermöglichung dieses Studienaufenthaltes durch

das Kapitel komponierte Liste nach seiner Rückkehr eine Messe, die er zusammen mit drei von ihm geschaffenen Symphonien dem Domkapitel überreichte. Wir dürfen mit Recht annehmen, daß diese Musik auch im Dom zur Aufführung gekommen ist.

Es war wohl auch der große Erfolg gewesen, den zuvor die Aufführung einer Messe des Kapellmeisters Agrell gehabt hatte, die Liste veranlaßten, nunmehr dem Kapitel auch mit eigenen Leistungen aufzuwarten. Der Ehrgeiz des Einheimischen war geweckt worden, es diesen Musikern aus Süddeutschland, Italien und Frankreich gleichzutun. Ein edler Wettstreit war ausgebrochen, der dem Musikleben der Domkirche nur zum Vorteil gereichte.

1806 ist Liste gestorben. Aus der Bewerbung seines Sohnes Franz Philipp Liste, Vikar auf dem Moritzberg, ist zu ersehen, daß der Vater die letzten Jahre oft kränklich war und daß der Sohn den Vater oftmals vertreten hatte. Doch war eine Entscheidung über die Besetzung der Stelle nicht leicht. Waren doch mehrere Bewerber vorhanden, u. a. ein Schüler des Verewigten: P. Lippe. Schließlich wurde dem Sohn dann doch die Stelle — anfänglich auf Zeit — übertragen.

Orgelbauer

1799 trat der Orgelbauer Joseph Friderici in den Dienst des Domes. Nach dem Tode des bislang angestellten Orgelbauers Müller hatte Friderici sich um die freie Stelle beworben. Zeitweilig war er auf weiten Reisen gewesen, hatte also dem heimatlichen Hochstift den Rücken gekehrt und sich in Wien eine umfassende Ausbildung angeeignet. Nach seiner Rückkehr nach Hildesheim war ihm sogleich die Reparatur der Orgel in Asel übertragen worden, deren Wiederherstellung, wie er selbst sagt, „manchem Auge unmöglich erschien". Ebenso hatten seine Wiederherstellungsarbeiten an den Orgeln in Adlum und Hüddesum wie auch zu Peine bei den Kapuzinern Beifall und Anerkennung gefunden. 1799 hatte er die Orgel des Klosters Marienrode in Arbeit genommen und besaß bereits eine Verpflichtung des Klosters Dorstadt. Er erhielt die Bestallung als Orgelbauer des Domes.

Domchor

Der Domchor stand seit etwa 1650 unter der Leitung von Angehörigen der Gesellschaft Jesu. „Die Patres haben schon über 100 Jahre am hiesigen Dom in aller Devotion und Ehrfurcht gedient und versprechen es fürderhin zu tun", heißt es 1757 in einer Eingabe der Jesuiten an das Hildesheimer Domkapitel. „Sie plagen sich mit den Kindern und exerzieren sie in der Musik fast täglich, um die Ehre Gottes zu vermehren."

In ähnlicher Weise äußert sich P. Mathias Groos, 1762 als Chordirektor genannt. Seit mehr als 100 Jahren, so hebt auch er hervor, hat sich die Gesellschaft Jesu eifrig bemüht, die musikalischen Andachten des Domes zur Vermehrung göttlicher Ehre mit großer Sorgfalt vorzubereiten. Nun aber erhob sich wieder einmal die Frage, ob Domchor, Solisten und Orchester auch in den Kollegiat-, Kloster- und Pfarrkirchen der Stadt Hildesheim musikalisch auftreten und wirken sollten. Musikpater Groos wollte Chor und Solisten verpflichten, in allen übrigen Kirchen der Stadt „musikalisch aufzuwarten", wie es der Domorganist Liste ausdrückt. Jedoch fand das anscheinend nicht die volle Billigung des Organisten. Es ging wohl um die finanzielle Entschädigung für die Solisten dieser Darbietungen. Dabei ist zu beachten, daß zum Beispiel die Bassisten des Chores hauptamtliche Kräfte waren. Einige von ihnen kennen wir, so den sehr geschätzten Ferdinand Vechner, Hildesheimer Dombassista, und den weniger glücklichen Franz Michael Rabenberg. Letzterer war ein großer Sänger, aber ein weniger großer Mensch. Der Musikpater führte einen heftigen Strauß mit ihm wegen seiner Lebensführung. Und hierin muß man wohl dem Musikpater recht geben: Ein ehrenvolles Amt verlangt auch ein gesittetes Leben. Und das war nicht gerade die Stärke des Franz Michael Rabenberg. Da liest man von „Söffereien", von nächtlichem Lärmen und Singen in Hildesheims Gassen, ja von „an den Haaren ziehen" und anderen Neckereien gegenüber den anderen Mitgliedern des Chores. Kurzum, er mußte die Stelle quittieren.

Über die Knaben und Schüler im Chore hatte der Domorganist Strafgewalt. In seinem Anstellungsvertrag wurde er jeweils verpflichtet, den Exzessen der Musikstudenten zu begegnen, wenn es erforderlich sei. Nun, wir haben keinen Grund zu der Annahme, daß es anno 1700 in einem Knabenchor anders zuging als heutigentags.

Allelujanten, Stöveröcken, Domglöckner

Neben dem Chor gab es die festbesoldeten Allelujanten und Stöveröcken. Beide sangen die Antworten, ähnlich wie „die Choralen", bei den Stundengebeten der Domherren. Und schließlich gehörte zu den festlichen Gottesdiensten auch das feierliche Einläuten. 1762 war Franz Bödecker Domglöckner. Er sei als Träger eines alten Hildesheimer Namens hier besonders genannt.

Quelle: Niedersächsisches Staatsarchiv in Hannover.
1. Dommusik: Hild. Des. 2, G XXI.
2. Orgelbauer: Hild. Des. 2, G XXII, 5.
3. Domorganist: Hild. Des. 2, G, XXVI.

Johann Friedrich, Herzog von Braunschweig und Lüneburg (1625-79)

Von Otto Blecher, Hannover

Ende 1957 wurden die Gebeine Herzog Johann Friedrichs aus der Gruft der Schloßkirche zu Hannover in das Mausoleum in Herrenhausen überführt. Sein Sarg ist verhältnismäßig einfach. Und doch ist er einer der bedeutendsten Fürsten des Welfischen Hauses. Seine Eltern waren Herzog Georg, der in Hildesheim einige Jahre residierte, und Anna Eleonore, Tochter des Landgrafen Ludwig V. von Hessen-Darmstadt. Johann Friedrich wurde am 25. 4. 1625 geboren.

Schwere Jahre erlebten damals die Katholiken der Stadt und des Stiftes. Am 20. November 1634 erklärte Georg den Dom zur fürstlichen Schloßkirche und führte den lutherischen Kultus ein. Am 20./30. November hielt der braunschweigische General-Superintendent Dr. Peter Tuckermann aus Wolfenbüttel die erste lutherische Predigt. Im Hildesheimer fürstlichen Schlosse starb Georg am 20. Mai 1641. Am 5. Mai 1641 zog sein Sohn Christian Ludwig ein, der bis 1643 in Hildesheim verblieb. In diesem Jahre wurde das Stift dem Bischof zurückgegeben.

Herzog Johann Friedrich, der dritte Sohn Georgs, war apaganierter Prinz und lebte wie seine Brüder viel in Italien. In Assisi kehrte er 1651 zur röm.-kath. Kirche zurück. Er war ein feingebildeter, äußerst begabter Fürst, ein Beschützer der Wissenschaften und Künste. Ihm verdanken die Katholiken die Entstehung der ersten katholischen Gemeinde in Hannover nach der Reformation. 1661 hatte sich ihm Valerio de Maccioni angeschlossen, der Apostolischer Protonotar und 1667 Apostolischer Vikar für die Gebiete Calenberg, Göttingen und Grubenhagen wurde.

Die Aufrichtigkeit der Bekehrung Johann Friedrichs wird von keiner Seite angezweifelt. Die reinste, edelste Absicht und volle Überzeugung hat ihn dabei geleitet. Als er aber brieflich bat, ihm und seinen Dienern an seinem gebührenden Wohnsitz, dem Hof zu Celle, katholischen Gottesdienst zu gewähren, wurde diese Bitte abgeschlagen; denn das

Gutachten der Helmstedter Theologen ging dahin, daß „mit unverletztem Gewissen" kein evangelischer Fürst den katholischen Gottesdienst gestatten könne. Auch in Hannover wurde ihm der katholische Privatgottesdienst nicht bewilligt.

Da starb im Februar 1665 der älteste Bruder Christian Ludwig in Celle. Sofort ergriff Johann Friedrich Besitz von dem erledigten Herzogtum. Durch Punktation vom 2. September 1665 übernahm Herzog Georg Wilhelm Celle, Johann Friedrich Calenberg mit Grubenhagen.

Das Weihnachtsfest 1665 ist der Geburtstag der katholischen Gemeinde Hannover. Zum ersten Male nach der Reformation fand ein katholischer Gottesdienst statt, und zwar im Saale des herzoglichen Schlosses.

1666 wurde die Schloßkirche zum Gotteshaus der entstehenden katholischen Gemeinde eingerichtet. Daß ein wirkliches religiöses Bedürfnis vorlag, ist daraus zu entnehmen, daß bereits Weihnacht 1665 80 Personen die hl. Kommunion im großen Saale des Leineschlosses empfingen.

Johann Friedrich brachte auch das Gnadenbild der Muttergottes in Hainholz in die Schloßkirche zu Hannover. Nach seinem Tode kam es in die Kapuzinerkirche in Hildesheim und fiel dem Brande dieses Gotteshauses 1761 zum Opfer.

Die Franziskaner erfreuten sich in ihrem Kloster, das an der Stelle des ehemaligen Residenzschlosses stand, großer Beliebtheit und übten starken Einfluß auf das kirchliche Leben aus.

Am 17. September 1666 kam Herzog Johann Friedrich nach Hildesheim und wohnte der Komödie bei, welche die Schüler der Jesuiten (Jephta, Buch der Richter XI. v. 30) aufführten. Er wurde beim Einzug und Weggang mit vier Kanonenschüssen empfangen und von 12 Musketieren bis in das Jesuiten-Kollegium begleitet. Johann Friedrich berief Leibniz nach Hannover und begründete die vorm. Königliche Bibliothek. Durch Vertrag mit seinem Bruder Georg Wilhelm erwarb er das Fürstentum Grubenhagen, das seitdem mit Calenberg vereinigt blieb. Er heiratete die französisch erzogene Pfalzgräfin v. d. Pfalz, Benedikta. Vier Töchter gingen aus dieser Ehe hervor, von denen Prinzessin Amalie den Kaiser Joseph I. heiratete. Aber der heißersehnte Sohn blieb ihnen versagt.

Johann Friedrich schuf auch das Schloß Herrenhausen und begann die ersten Gartenanlagen. 1675 bewohnte er es nach zehnjähriger Bauzeit zum ersten Male. Er begründete ein stehendes Heer und ging auch in der Politik seinen eigenen Weg.

Im Mai 1671 erschien das Gesamthaus — Johann Friedrich stellte das Hauptkontingent — mit 17 000 Mann und 85 Geschützen vor

Braunschweig und unterwarf die Stadt der Botmäßigkeit der Wolfenbüttler Linie. Damals fiel ihm der berühmte Domschatz — Reliquienschatz — als Siegespreis zu.

Hannover, 1636 Residenz geworden, erhielt nun neben dem Schlosse die Schloßkirche (die in früherer Zeit die Minoriten besessen hatten). Diese Schloßkirche übergab der Herzog den Katholiken und stellte an derselben Kapuziner an. Stand er doch dem hl. Josef von Cupertino nahe. In der Portiunkula-Kapelle zu Assisi war er zur katholischen Kirche zurückgekehrt. Es ist ein Beweis für die Toleranz Johann Friedrichs, daß er sogleich bei seinem Regierungsantritt den Bau einer lutherischen Hofkirche, der Neustädter Kirche St. Johannis, begann, „das erste Gotteshaus in Niedersachsen, in dem ein protestantisches Raumideal zum Ausdruck kommt." Er und die Herzogin widmeten für diese Kirche schöne Wappenfenster. Johann Friedrich übte keinen Gewissenszwang zugunsten der katholischen Kirche aus, ja in seinem Hofstaat sind kaum Übertritte zum alten Glauben zu verzeichnen. Er forderte auch vom Hof und der Beamtenschaft keinen Glaubenswechsel. Die Duldsamkeit des Herzogs entsprang seiner tiefen Frömmigkeit. Deshalb erwarb er den Braunschweiger Reliquienschatz, das Muttergottesbild von Hainholz, und in den schwierigen Sommerwochen 1675 kaufte er dem Alexanderstift zu Einbeck ein Altarbild von Lukas Cranach und Reliquiare ab.

Unter den Räten Johann Friedrichs war nicht ein Katholik. Seine Politik zeigte keine Abhängigkeit von konfessionellen Gesichtspunkten. Doch auf die Gestaltung des Gottesdienstes und des Chorgesanges verwandte er viel Mühe und Geld, so daß selbst Jakob Sackmann sagen mußte: „Ja, das kann ich sagen: als ich die zum ersten Male hörte, da dachte ich nicht anders, als daß ich im Himmel wäre."

Mit seinem Regierungsantritt zog ein verfeinertes und vertieftes Verhältnis zu Kunst und Wissenschaft am Hannoverschen Hofe ein. Der Herzog war ein äußerst hochgebildeter Mann. Er brachte auch zuerst die Oper nach Hannover. Er sorgte für eine Gemäldesammlung. Bei seiner Ausreise nach Italien blieben 237 Gemälde im Leineschloß und 51 in Herrenhausen zurück. Außer den Porträts waren Poussin, Caraccio, Rubens und Rembrandt vertreten.

Viel geschrieben wurde über die Fettleibigkeit des Herzogs. Es ist, als wenn immer eine Abneigung gegen den katholischen Verwandten durchleuchtete. Aber war sein Vater Georg nicht ebenfalls fettleibig gewesen? Das aber müssen alle zugeben, daß er mit verblüffender Sicherheit immer sah, was zu tun war.

Es war 1679 geworden. Johann Friedrich fühlte sich enttäuscht. Vielleicht drückte es ihn auch, daß ihm der Sohn versagt blieb. Er trennte

sich von seiner Gemahlin, die am 21. September nach Frankreich abreiste, in vollem Frieden mit Johann Friedrich. Eine lange Trennung war beabsichtigt. Er selbst wollte nach Venedig übersiedeln, wo er für ein Jahr das Palais Foscari gemietet und auch eingerichtet hatte, ja, er hatte einen Haushofmeister und Gondolieri in Dienst genommen. Möbel, Bilder, viele Kostbarkeiten hatte er mitgenommen: Tapeten, Teppiche, Betten, sieben Kisten Briefe, 2 Bücherschränke, Tafelsilber im Gewicht von 2900 Mark und 1 Lot. Die letzte Entscheidung in den wichtigsten Landesangelegenheiten behielt er sich auch in der Ferne vor. Herzog Ernst August (luth. Fürstbischof von Osnabrück) und dessen Gemahlin Sophie als den künftigen Erben seines Landes hatte er vorher in Linsburg Lebewohl gesagt.

Bei der Abreise reichte er im Schloßhof allen Anwesenden, auch den kleinsten Dienern, die Hand zum Abschied. Vielleicht hat auch er es gefühlt: Es war ein Abschied für immer. Am 5. Dezember 1679 traf er in Augsburg ein. Dort wollte er mehrere Wochen bleiben. Es befiel ihn ein Unwohlsein, das er mit eigenen Mitteln kurieren wollte. Erst am 23. Dezember wurde der Hofbarbier Larose und am 27. Dezember der Leibarzt Dr. Konerding, der mit dem Nachtroß gekommen war, hinzugerufen. Aber am Morgen des 28. Dezember fand ihn der Kammerdiener tot im Bett. Die Augsburger Ärzte stellten bei Öffnung des Leichnams polypus cordis, d. h. einen Thrombus im Herzen, fest.

Am Abend des 2. Januar 1680 traf die Todesnachricht in Hannover ein. Die Leiche wurde über Donauwörth, Nürnberg, Bamberg und Erfurt in die Heimat geleitet und zunächst in der Schloßkapelle zu Calenberg aufgestellt. Am 30. April wurde sie nach Herrenhausen und von dort in feierlichem Zug nach Hannover gebracht, wo sie am Tage darauf in der von ihm errichteten Gruft beigesetzt wurde. Noch einmal entfaltete sich der katholische Gottesdienst, während dem eine Leichenpredigt von einem Kapuziner gehalten wurde. Das Requiem zelebrierte der Apostolische Vikar Nicolaus Steno.

Herzog Ernst August, der nun die Regierung in Hannover antrat, ehrte das Andenken seines Bruders und scheute keine Kosten. Literaten und Dichter hielten Nachrufe auf den Heimgegangenen, besonders Leibniz. Die Herzogin-Witwe Benedikta weilte nur zur Beisetzung ihres Gemahles noch einmal kurz in Hannover. Erst 1693 kehrte sie nach Hannover zurück und nahm auf dem Redenhofe in der Osterstraße für kurze Zeit Residenz. 1695 verließ sie Hannover und weilte in der Folgezeit teils in Modena (ihre ältere Tochter hatte den Herzog Rainald v. Modena geheiratet), teils in Paris. In Paris ist sie 1730 im Alter von 80 Jahren gestorben. Man sagt: Frauen, von denen man nicht spricht, sind nicht die schlechtesten. Selbst die spitze Feder und

die scharfe Zunge der Herzogin Sophie hat die stillen fraulichen Tugenden der „guten kleinen Frau" immer anerkannt. Und die Herzogin Lieselotte v. Orleans geborene Pfalzgräfin nennt sie „die beste Fürstin und das beste Gemüt von der Welt". Sie war zufrieden mit allem, wenn man ihr nur Bücher und die Laute ließ. Sie mischte sich nie in Staatsgeschäfte. Allgemein wird hervorgehoben das ungetrübte Einvernehmen, das zwischen dem Herzogspaar herrschte. Der Herzog Johann Friedrich war im Grunde eine ehrliche und rechtschaffene Natur, auf sein Wort konnte man sich verlassen. „Ein Versprechenswort von ihm herauszubringen war schwer", sagt Leibniz, „aber wer es gehabt, hat darauf bauen können."

1957 ist die Leiche des Herzogs Johann Friedrich und die seiner Tochter Anna Sophie, die als erste in die von ihrem Vater erbaute Gruft getragen wurde, in das Mausoleum in Hannover-Herrenhausen überführt.

St. Mauritius auf dem Berge und der Hildesheimer Dom im 16./17. Jahrhundert

Von Kurt C. Stöhr, Hannover

Eine bis in das Jahr 1509 zurückreichende schriftliche Überlieferung der Stiftskirche St. Mauritius auf dem Berge berichtet von vielerlei kleinen und großen Ereignissen in alter Zeit, besonders über bauliche Erhaltungsarbeiten an der Stiftskirche, über Um- und Neubauten der Stiftsgebäude, des Kreuzganges, des Brauhauses und der verschiedenen Tore.

Das jeweils von einem Stiftsherrn, dem Structuarius oder Fabricator geführte Register enthält Jahr für Jahr neben Rechnungseinträgen über Arbeiten von Handwerkern und Künstlern — häufig unter Nennung ihres vollen Namens — und über den Gegenstand ihrer verschiedenen künstlerischen Arbeiten auch zahlreiche andere kulturgeschichtlich interessante Eintragungen, so über Geldzuwendungen an „verbrannte Leute", für ehemals Kriegsgefangene der damaligen Türkenkriege, für Kranke oder vom bösen Geist und Erbfeind Verfolgte, aber auch über Hochzeitsgelder und Weinspenden.

Das Moritzberger Structurregister

Berücksichtigt werden soll hier die Frühzeit des Registers, etwa die Zeit zwischen 1520 bis 1620. Nach Möglichkeit soll in der vorliegenden Arbeit jede dieser kleinen Notizen mit der Jahreszahl des entsprechenden Registerbandes versehen werden als Hinweis auf den jeweils zitierten Band. So ist die Gewähr für ein evtl. Nachschlagen dieser Notizen gegeben, und es erübrigen sich Anmerkungen und Fußnoten. Das Structurregister befindet sich im Niedersächsischen Staatsarchiv, Hannover. Manche dieser Eintragungen gewinnen allgemeine Bedeutung für die sozialen Verhältnisse im 16. Jahrhundert in unserer Diözese.

Schadenfeuer brachten im 16. Jahrhundert viele Menschen an den Bettelstab. So häufen sich zwischen 1500 und 1600 die Eintragungen

über Geldzuwendungen an „verbrannte Leute", die das Land durchzogen, oft von weit her kamen und hilfeheischend an den Klosterpforten anklopften. 1575 werden „verbrannte Leute" vom Eichsfeld genannt, 1591 solche von Bockenem, 1594/95 gar Hilfsbedürftige aus Halle und Leipzig. Die Stadt Bodenwerder, deren Brücken durch Hochwasser schweren Schaden genommen haben und deren Häuser stark beschädigt sind, erhält Beihilfe und Unterstützung. 1587 bat ein Mann um Geld, um das Lösegeld für seinen Vater in türkischer Gefangenschaft bezahlen zu können; 1954 war es ein Edelmann aus Mazedonien, „so von den Tatern gefangen gewest". Ein armer Geselle bekam 1591 eine Unterstützung, um seine Kleider vom Schneider einlösen zu können, eine arme Frau aus Barnten, um ihr Kind schneiden zu lassen, und ein Mann, weil seine Frau vom bösen Geist besessen sei, wieder eine andere, weil sie vom Salzwasser großen Schaden erlitten habe, 1597 zwei durchreisende Kaufleute, weil sie von Freibeutern ausgeplündert seien. 1587 schickt das St.-Mauritius-Stift selbst einen Mann aus, um zu erkunden, wohin sich feindliche Kriegsvölker gewandt hätten. Des Lebens Not und Sorge spricht aus allen diesen kleinen Notizen. Doch das Leben geht weiter. Und so zahlt das Stift bereitwillig Braut- und Ehegelder. Bisweilen sind ganze Abschnitte des Registers diesem menschenfreundlichen Zweck gewidmet. 1573 erhält Hans Noltens Tochter aus Gronau eine finanzielle Beihilfe zu ihrem Ehrentage. Die fröhliche Seite des Lebens offenbart sich auch, wenn das Stift 532/33 Bürgermeister und Rat zwei Stücke Wein verehrt, oder 1548 gar dem Dekan von Hl. Kreuz, dem wohlehrwürdigen Johannes Oldecop, Chronisten der Stadt und des Stiftes in unruhigen Tagen. Auch der Name des Bürgermeisters Wildefüer wird im Register genannt, starke Stütze der Katholiken in dieser von Neuerungen bedrohten Zeit.

Die Stiftskirche St. Mauritius

Hauptzweck dieses Bauregisters ist jedoch die Abrechnung über alle Bauausgaben, die Kirche und Stiftsgebäude betreffen. Wenn 1541 eine Eintragung lautet: „vor bier getrunken up dem orgell", so wollen wir nachsichtig vermuten, daß hier Orgelmacher am Werke gewesen sind, die den Abschluß ihrer Arbeiten mit einem kühlen Trunk feierten. Es werden aber auch die Namen berühmter Hildesheimer Künstler genannt, von Bildschnitzern und Malern, die in frommem Eifer für die Ausschmückung der Kirche tätig waren. 1573 formte Johann Ossenkop ein Bildnis vom Hl. Geiste, er selbst Angehöriger einer alten Hildesheimer Bildschnitzerfamilie, die auch noch im 17. Jahrhundert am Werke war. 1605 wird David Argemacher als Maler ge-

nannt. Er fertigte drei Entwürfe für die Ausmalung der Kirche St. Mauritius und begann alsbald mit der Ausmalung des Chores. 1618/19 schuf Henni Froböse ein kostbares Antipendium für den Hochaltar. Schon 1550 war die Kirche durch Meister Jürgen Rosche neu mit Kupfer gedeckt worden. Übrigens wird um diese Zeit in oder bei Hildesheim eine Kupferschmiede genannt. 1573 legt Meister Hurkamp mit seinen Gesellen einen neuen Steinfußboden vor dem Altar Unserer Lieben Frau. 1594 wird auch der Guß einer Glocke Unserer Lieben Frau erwähnt. 1588 wird bei St. Mauritius die Gertrudiskapelle genannt und außerdem ein Altar des hl. Petrus und der Apostel. 1618/19 verrichtet Meister Jaspar Reparaturen am Giebel und Dach der „Kaldunenkapelle".

Kreuzgang und Stiftsgebäude

Im Mittelpunkt dieser vielfachen Arbeiten steht 1560/61 die Wiederherstellung des Kreuzganges. Seitenlang berichtet das Register in einem Sonderkapitel über die Neulegung der Fundamente, über Sand- und Steinfuhren aus Luzienförde und dem alten Dorf und über die Tätigkeit des leitenden Maurermeisters Hans Martens. Kurz danach (1564) beginnen Bauarbeiten für das Dormitorium. Claus Ulrich und seine Knechte Bernward und Peter arbeiten im „Piral-Tal", um Steine zu brechen, und Jaspar Kogelmann, der Zimmerer, verfertigt einen schweren Eichenständer, um den Unterstand im Piraltal zu sichern. Auch am Brauhaus sind wieder Erhaltungsarbeiten fällig. Hier tut sich 1594 Zimmermeister Curdt Marx hervor. 1607 setzt der Steinhauer einen Stein auf die „Dempfe-Kuhle". Deelen für die „Saiböden" werden gekauft. Immer wieder werden auch die Tore genannt. Unter der Leitung von Meister Hans Martens, der sich schon um den Kreuzgang bemühte, wird das Schäfertor kräftig verstärkt. 1573 erhält Zimmermeister Jordan den Auftrag, eine Eichenheister zu fällen und einen Schlagbaum für das Schäfertor anzufertigen. Das Katztor besitzt 1606 gar einen Kachelofen für die strenge Winterszeit. Und schließlich! Ein Zimmerer verfertigt eine lange Stange, „darauf die Mandata des Hochfürstlichen Herrn von Hildesheim gesteckt".

Der Hohe Dom

Über das am Dom bestehende Bauamt ist von mir schon an früherer Stelle berichtet worden. Das Bauregister beginnt 1538, ist aber zunächst nur recht lückenhaft erhalten geblieben. 1610 enthält es zum ersten Mal auch die Justifikationsunterschrift des Fabrikators. Es ist Adrian von Brabeck. Unter den domkapitularischen Handwerkern

nahmen die Zimmerleute eine besonders verantwortliche Stellung ein. Sie bildeten die Feuerlöschpolizei des Domhofes. Sobald auf der domkapitularischen Freiheit und in der Umgegend eine Feuersbrunst entstand, sobald der Meister solches nur kundig werde, soll er sofort mit dem ersten nebst seinen Zimmerknechten und Jungen zulaufen und mit diesen solche Brunst löschen und dämpfen. So heißt es in der etwas altertümlichen Sprache jener Tage.

Zimmermeister

1538 hieß der Zimmermeister des Domhofes Meister Bernward. Damals war Valentin von Teteleben gerade ein Jahr Bischof von Hildesheim. Die Zeit der religiösen Umwälzungen, durch Martin Luthers Auftreten hervorgerufen, war im Gange. Meister Bernwards, des Zimmerers vom Domhofe, besondere Sorge galt in dieser Zeit den Glocken und dem Glockenstuhl der Hohen Domkirche. 1602 begegnet uns Clas Meysick als Zimmermeister auf dem Domhofe. 1605 beginnt er ein großes Werk. Die Kornböden rings um den Annenfriedhof werden von ihm neu errichtet. Es werden die gleichen malerischen Böden sein, die 1945 verbrannten. Viele Hände waren bei diesem großen Werke fleißig und regten sich emsig: die Gesellen des Meisters, dazu Meister Heinrich, der Steinhauer, mit seinen Leuten. Auch Herrendienstleute, also dienstpflichtige Bauern des Domkapitels, halfen mit. Sie schleppten das Bauholz nach oben, und sechs Studenten waren dabei, Dielen auf die Kornböden zu legen. 1566 wurde sorgsam notiert, „was die Treppe in der Herren Garten gekostet". Neben der Arbeit der Maurer, die Treppe zu mauern und die Steine zu behauen, wird auch die Mitarbeit der Zimmerleute erwähnt.

Maler und Bildhauer

1620 sind eine Reihe von Kunstwerken des Domes in Auftrag gegeben worden. Wiewohl in Deutschland der große Krieg begonnen hatte, der später einmal als der „Dreißigjährige Krieg" in die Geschichte eingehen sollte, nennt das Bauregister zwei Namen von Bedeutung: den Bildhauer Christoffer Greys, der den hl. Epiphanius, den hl. Heinrich und den hl. Oswald in Lindenholz schneidet und dafür 84 Taler erhält samt 4 Scheffel 1 Himten Roggen; auch den Kunstmaler Johann Kromer, dem für die Bilder von Karl dem Großen, Ludwig dem Frommen und für das Bild des hl. Godehard annähernd 300 Taler vergütet werden. Ein großer Auftrag angesichts der schweren Zeitläufe.

Zwischen 1604 und 1625 wird der Kunstmaler David Argemacher beauftragt, das alte Paradies auszumalen. Wir kennen seinen

Namen schon aus der gleichzeitigen Tätigkeit an Chor und Schiff von St. Mauritius. Am Hohen Dom war zu dieser Zeit (1610) Adrian von Brabeck Fabricator. Im Bauregister wird ausdrücklich gesagt, daß am Dom die Ausmalung des alten Paradieses im Auftrage des Domherrn v. Brabeck erfolgt sei. 1628 verfertigt Henni Ossenkop ein neues Marienbild für den Hochaltar des Domes. Ein älterer Vertreter dieser Familie war uns bereits in St. Mauritius begegnet.

Uhrmacher, Goldschmiede, Gropengießer, Schottilier

1601 führt Meister Sebastian, der Goldschmied, größere Erhaltungsarbeiten am Heziloleuchter aus. Zur gleichen Zeit verfertigt der Gropengießer Henning Stein 12 große Messingleuchter für den Hochaltar der Domkirche, wofür er 176¼ Pfund Messing verarbeitet. Dem Uhrmacher wird 1605 als feste jährliche Besoldung ein Malter Roggen zuerkannt, daneben erhält der Uhrmacher Schünemann 1625 für eine Reparatur der Uhr 14 Gulden 2 Groschen. Die Bezeichnung des Tischlers als Schottilier ist heute kaum noch bekannt. Meister Berendt Neubaur, der Schottilier, repariert 1627 das Bild des hl. Petrus und fügt Buch und Schlüssel wieder an.

Kunst- und Brunnenmeister

Die verschiedenen Brunnen des Domhofes verlangten sorgsame Betreuung. „User vruwen born" wird 1380 urkundlich zum ersten Male erwähnt, und zwar im Rahmen von Reparaturarbeiten des Meisters Kuntze. Auch im Garten der Domherren befand sich ein Born. 1538 lautet eine Eintragung „vor 1 nigge keyden (neue Kette) an de Herren Borne in den Garden". 1604/05 heißt es: „Andres Marquart, dem Gropengießer, vor 34 Pfund zu der Seuhlen (Säule) in Unserer Lieben Frauen Brunnen zu gießen, jedes Pfund 12 Groschen." Und wenig später: „dem Brunnenmeister seiner Forderung nach geben 6 Taler".

Steinmetzen

Ein Jahrhundert handwerklicher Arbeit am Hildesheimer Dom, ein Jahrhundert reich an Hildesheimer Bistumsgeschichte. „In Bau und Besserung halten" war der Leitspruch des Dombauamtes und seiner Handwerker und Künstler gewesen. Das galt für die Zeit und Stilepoche, die wir Heutigen als Renaissance bezeichnen. In der nun folgenden Barockzeit stehen andere Namen im Bauregister und von anderer Arbeit wird berichtet. Ein Name sei hier noch genannt, weil er beweist, daß es auch im 18. Jahrhundert das große Anliegen blieb, den Dom in Bau und Besserung zu halten: Nikolaus Mack, Bürger der

Hildesheimer Neustadt und Meister Steinmetz. „Wegen Quadersteinen, Tritten und Balüstren erhielt er über 1000 Taler ausgezahlt, eine beachtliche Summe, die Art und Umfang seiner Tätigkeit charakterisiert.

In dieser Darstellung von unbekannten Meistern, vorwiegend der Renaissance, war vom Lettner nicht die Rede. Im Bauregister ist über ihn nichts zu finden. Allerdings sind die in Frage kommenden Jahrgänge nicht auf uns gekommen. Dennoch wäre eine Betrachtung aller baulichen Veränderungen des Domes und seiner Verschönerungen unvollständig, wollte man Arnold Fridags glänzendes Werk völlig übergehen. 1546 hat es der schon vom Alter gebeugte Stifter für einen Kostenaufwand von 2000 Goldgulden vollenden lassen. Der Lettner wird als Beweis kirchlichen Opferwillens und klassisch-vornehmen Stilgefühls an anderer Stelle im Dombezirk wiedererstehen.

Quelle: Niedersächsisches Staatsarchiv in Hannover.
1. Registrum Fabricae der Hildesheimer Kathedralkirche Hild. Des. 2, F III B
2. Registrum Structurae der Stiftskirche St. Mauritius Hild. Des. 4, 1, 1

Ein Eisenhüttenprojekt des Fürstbischofs Jobst Edmund von Brabeck im Oberharz (1697)

Von Eberhard Tacke, Hannover

In dem Beitrage „Die Papiermacher ‚zur Eisenhütte' und ihre Wasserzeichen" (Unsere Diözese 1959, H. 2, S. 179 ff.)[1] wurde beiläufig davon gesprochen, daß man dem Gründer dieser Papierwerkstätte, dem Hildesheimischen Statthalter und Fürstbischof Jobst Edmund von Brabeck, zwar seit langem „in biographischen Skizzen gern" einen gewissen „Sinn für industrielle Unternehmungen" nachzurühmen pflege, ihm mit den wenigen Beispielen, auf die dabei gewöhnlich zurückgegriffen werde, indessen gerade nach dieser Seite hin wohl noch keineswegs gerecht zu werden vermöge. Wie wenig dies tatsächlich der Fall ist, wird später einmal zusammenfassend darzustellen sein. Mit der vorliegenden kleinen Mitteilung, der sich weitere von Fall zu Fall anschließen sollen, mag einer solchen Darstellung unterdes in entsprechender Weise vorgearbeitet werden.

Die zugrunde liegende Akte des Staatsarchivs Hannover (Cal. Br. Arch. Des. 4 V Nr. 24, 23) trägt die Aufschrift: „Das Projekt eines Hüttenbaues in der Communion bei Hahnenklee durch Jobst Edmund, Bischof von Hildesheim, 1697." Den Inhalt bildet — als einziges Aktenstück — ein Brief Herzog Ernst Augusts, ersten Kurfürsten von Hannover, d. d. 10. August 1697 an den „Hochwürdigen Fürsten Unsern besonders lieben freundt, Herrn Jobst Edtmundt, Bischoff zu Hildesheim, des Heyl. Römischen Reichs Fürsten". Er lautet:

Unsere freundtschafft und was wir mehr liebes und gutes vermögen zuvor; Hochwürdiger Fürst, besonders lieber freundt; Waß Ew. wegen eines Hüttenwerks, so dieselbe in der Communion auf ihren Kosten zu erbawen gewillet, und der Verstattung solches Vorhabens an Unß gelangen lassen, das haben wir erhalten und nicht ermangelt, unser Communion Berg Ambt darüber zu vernehmen; Nachdem nun die sache in versambleten Berg Ambte

[1] Der zweite Teil dieses Aufsatzes wird voraussichtlich im nächsten Heft dieser Zeitschrift folgen.

überleget worden, und die Vota dahin ausgefallen, daß die anrichtung dieses Hüttenwerks, auch deßen gebrauch, auf Ew. Ld. lebetage, zwar wol verstattet, auch derobehueff ein platz an der Grane unter dem Hahnenkleerberge, jenseits des Hühnerthals angewiesen werden könte, sothane Hütte aber nicht weiter als behueff Ew. Ld. in der Communion bawende Bergwerke, und folglich zu keiner anderen noch frembden arbeit, gebrauchet, auch die zu diesem Hüttenwerke nötige Kohlen und Holtzungen, weilen die Communion-Forsten dieselbe herzugeben nicht vermögten, aus der Stadt Goßlar Forsten würden erhandelet, weniger nicht, weilen die Lautenthaler Hüttenleute behueff dieses newen Hüttenwerks nicht zu entrahten, eigene Hüttenbediente auf deroselben Kosten angenommen, auch kein schmeltzen noch andere arbeit auf sothaner hütte ohne vorheriges anmelden bey Unsern Communion-Berg Ambte angehoben werden müste; Solchemnach geben wir Ew. Ld. anheimb, ob Sie auf obige Conditiones das werk anzugreiffen gemeinet sein, gestalt wir solchenfals auf erhaltende weitere nachricht Unserem Berghauptman der verstattung halber gemeßenen befehl ertheilen werden. Die wir Ewerer Ld. angenehme freundtschafft zuerweisen stets gefliißen; Geben in Unser Residentz Hannover d. 10t Augusti 1697.

Von Gottes Gnaden Ernst Augusts, Hertzog zu Braunschweig und Lüneburg, des Heyl. Röm: Reichs Churfürst, Bischoff zu Oßnabrück
Ew. Ld

von wegen und anstat Unsers Herrn Vaters Gnaden.

Wir sehen: Obwohl weder die Vorakten, d. h. insbesondere das Konzessionsgesuch des Fürstbischofs und die von den Bergbeamten dazu abgegebenen Vota (= Stellungnahmen), noch die „anheimbgegebene weitere nachricht" aus Hildesheim beiliegen, wird der Vorgang in den wesentlichen Punkten deutlich. Offen bleibt in der Hauptsache vorerst nur, ob der Fürstbischof die intendierte Anlage im Oberharz neben dem seit 1682 unternommenen „wirklichen Eisenberg- und Hüttenwerke" an der Innerste bei Dörnten zu betreiben gedachte oder ob die mit den technischen Mitteln der älteren Zeit „zu tüchtigem Eisen nicht zu verblasenden" sauren Erze des Salzgittergebiets auch ihn schon damals — etwa 40 Jahre vor der endgültigen Wiedereinstellung der Eisenhütte „Cunigunde" — bestimmten, sich nach einer „beßeren gelegenheit" als Ersatz für diese umzutun. Sollte das der Fall gewesen sein, so wird er um so weniger das Gefühl gehabt haben können, daß der Absender des mitgeteilten Briefes ihm „angenehme freundtschafft zu erweisen stets gefliißen" sein wolle. Denn daß „auf obige Conditiones" ein solches „werk anzugreiffen" von vornherein aussichtslos hätte sein müssen, das liegt doch auch ohne weiteres auf der Hand.

Pater Dr. Frohwin Oslender O.S.B. †

Leider müssen wir unseren Mitgliedern die traurige Mitteilung machen, daß am 23. Oktober d. J. im Nikolaus-Krankenhaus zu Andernach/Rhein einer unserer besten Mitarbeiter, der Kunsthistoriker Pater Dr. Frohwin Oslender O.S.B., Mönch der Abtei Maria Laach, im 59. Lebensjahr an den Folgen eines Herzinfarktes gestorben ist.

Seit seiner Jugend insbesondere für die Fragen der Kunst aufgeschlossen, doktorierte er an der Münchener Universität in Kunstgeschichte bei Professor Wölfflin. Nach dem Eintritt in die Abtei Maria Laach und dem Abschluß seiner theologischen Studien war er maßgeblich beim Aufbau des Verlages Ars liturgica beteiligt. Im 2. Weltkrieg diente er als Sanitäter. Sein großes Werk wurde das eifrige Sammeln der Miniaturen in den Handschriften der europäischen Bibliotheken. Viel zu früh ist er von uns gegangen. Er war ein Benediktiner echtester Art, ein frommer und guter Mensch. Oft war er in Hildesheim und arbeitete tagelang gemeinsam mit Prof. Dr. Algermissen an den zahlreichen, wertvollen Kunstschätzen Niedersachsens, besonders der romanischen Zeit. Wir werden des edlen, fleißigen und gelehrten Priesters gern im Gebete gedenken. R. i. p.

Die Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Prälat Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim, Domhof 16
Konsistorialrat Prof. Dr. Otto Blecher, Hannover, Gellestr. 6
Oberlandesgerichtsrat a. D. Dr. Robert Figge, Celle, Sprengerstr. 12
Dr. phil. Kurt Stöhr, Hannover, Geibelstr. 31
Dr. phil. Eberhard Tacke, Hannover, Gneisenaustr. 68

Für den Inhalt verantwortlich: Prof. Dr. Konrad Algermissen, Hildesheim

ENTSÄUERT
PAL 01/2019

Niedersächsische
Landesbibliothek
Hannover